Israelitische Wochenschrift

Nr. 40. | Berlin, 30. September 1904. | Jahrgang XIII

Jüdische Gemeinde

Fest-Gottesdienst.

Freitag, den 30. September, abends $5\frac{3}{4}$ Uhr.

Samstag, den 1. Oktober: I. Gottesdienst mit Seelenfeier morgens $7\frac{1}{2}$ Uhr **II. Gottesdienst mit Seelenfeier** vormittags 10 Uhr.

Der Eintritt zum II. Gottesdienst ist nur mit Karten gestattet.

Predigten: Alte Synagoge Herr Rabbiner Prof. Dr. Maybaum. Neue Synagoge Herr Rabbiner Dr. Stier. Synagoge Kaiserstraße Herr Rabbiner Dr. Eschelbacher Synagoge Lindenstraße Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig. Synagoge Lützowstraße Herr Rabbiner Dr. Weiße. Synagoge Rykestraße Herr Rabbiner Dr. Blumenthal.

Samstag, den 1. Oktober, abends $6\frac{1}{2}$ Uhr.

Sonntag, den 2. Oktober, in der alten Synagoge mrgs. $8\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.

Abendgottesdienst 6 Uhr 15 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synagogen morgens 7 Uhr; abends $5\frac{1}{2}$ Uhr.

Anmeldungen zur Einsegnung von Neuvermählten, Wöchnerinnen und Konfirmandinnen werden am Freitag bei den Kastellanen bezw. Oberaufsehern der Synagogen entgegengenommen.

Der Konfirmandenkursus

bei den Mitgliedern des Rabbinats unserer Gemeinde, den Herren:

Rabbiner Prof. Dr. Maybaum, Hinter der katholischen Kirche 1,

Rabbiner Dr. Rosenzweig, Oranienburgerstr. 27,

Rabbiner Dr. Stier, Oranienburgerstraße 39,

Rabbiner Dr. Weiße, Oranienburgerstraße 33,

Rabbiner Dr. Eschelbacher, Alexanderstraße 49,

Rabbiner Dr. Blumenthal, Monbijouplatz 4,

beginnt

Montag den 3. Oktober cr.

Anmeldungen nimmt jeder der genannten Herren wochentäglich von 11 bis 12 Uhr entgegen.

Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Ordentliche Versammlung

am Mittwoch, den 5. Oktober 1904, abends $8\frac{1}{2}$ Uhr präz.

im Saale des „**Geselligen Vereins der Gesellschaft der Freunde**" W., Potsdamer Straße 9.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Prof. Dr. M. Philippsohn: „**Das Judentum und der Staat.**"
2. Geschäftliche Mitteilungen.
3. Diskussion.

Der Vorstand.

Gäste, welche durch Mitglieder eingeführt werden, haben Zutritt; weitere Eintrittskarten stehen den Mitgliedern auf dem Bureau, Karlstr. 27, zur Verfügung.

Durch das am 22. d. M. erfolgte Hinscheiden des

Geheimen Sanitätsrat Dr. Abraham

hat die hiesige jüdische Gemeinde den Verlust eines trefflichen Mannes zu beklagen. Vier Jahrzehnte hindurch als Mitglied und zuletzt als stellvertretender Vorsitzender des Schul- und Talmud Thora-Vorstandes tätig, hat der Heimgegangene für unsere Schulen mit hingebendem Eifer und weisem Verständnis gewirkt, bis die zunehmende Schwäche des Alters vor wenigen Monaten ihn zwang, der ihn lieb gewordenen Tätigkeit zu entsagen.

Sein Andenken wird bei uns stets in Ehren gehalten werden.

Berlin, den 23. September 1904.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk. alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 40. Berlin, 30. September 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Die heutige Nummer enthält das Jüdische Litteraturblatt Nr. 18.

Inhalt.

Der Deutsch-Israelitische Gemeindebund.

Von **M. A. Klausner.**

II.

Sehr bewegliche Schilderung entwirft die Philippsonsche Reklameschrift von der Schulnot der kleinen und kleinsten Gemeinden. Nicht weniger als 180 Gemeinden verlangen fortgesetzt vom Gemeindebund Hilfe, der eine besondere Kommission für dieses Tätigkeitsgebiet eingesetzt hat. Diese Kommission besteht aus „vier pädagogischen Fachleuten, einem Juristen und einem Mann des praktischen Lebens", und „ihre Arbeitslast befindet sich in ständiger Zunahme", da ihr „die ständige Bearbeitung von nicht weniger als 180 Schulsachen obliegt". Die Kommission hat für Bauunterstützungen 3000 M., für Beihilfen zu den laufenden Kosten des Religionsunterrichts an 2200 Kinder 16 000 M. jährlich zur Verfügung. Da es sich um 180 notleidende Gemeinden handelt, so kommt auf die Gemeinde eine Unterstützung von durchschnittlich 89 M., auf das Schulkind eine Beisteuer von 7,27 M. jährlich! Es ist begreiflich, daß die Kommission seufzt — nicht unter der Last der Arbeit, sondern unter der Last des Bewußtseins, daß sie nichts ordentliches tun kann, daß ihr ganzes Tun nur Getue ist, nur leerer Schein. Um den ärmsten Gemeinden eine Jahresbeihilfe von noch nicht 90 M. zuzuwenden, ist wahrlich der Apparat eines Gemeindebundes nicht erforderlich. So kärgliches Resultat war auch auf dem Weg des ganz gewöhnlichen, unorganisierten Schnorrens zu erreichen. Was die „vier pädagogischen Fachleute, der Jurist und der Mann des praktischen Lebens" daran bessern könnten, ist schwer zu sagen. Sicher ist nur, daß Nicht-Fachleute mit einem geringeren Ergebnis auch nicht aufgewartet hätten.

Wie einflußlos, wie jedes Ansehens bar muß der Gemeindebund sein, daß er für den dringlichsten, unabweislichsten Zweck nicht mehr aufzubringen, daß er die Großgemeinden nicht zu lebhafterer Betätigung anzuregen vermochte!

Dabei zeigt der Gemeindebund eine ganz ungewöhnliche Geschäftigkeit. Um das Almosen von 180 Mal 89 M. jährlich zu verteilen, bemüht er außer der so wundervoll zusammengesetzten Kommission noch „etwa 100 hervorragender Männer des Gemeindewesens in allen größeren Städten des Vaterlandes als Auskunftgeber".

Und diese Tätigkeit des Gemeindebunds ist noch seine Glanzseite. Auf allen übrigen Gebieten tut der Bund überhaupt nichts, hat er einzig Firmenschilder, hinter denen garnichts steckt.

Die „Unterstützung von Lehrer-Seminaristen" ist ein solches Schild. So jammervoll sind die Leistungen dieser Abteilung, daß die Philippsonsche Schrift nicht einmal sich getraut, auch nur eine Zahl zu nennen, daß sie mit dem Geständnis sich begnügt, der Betrag der zur Verteilung gelangten Stipendien erhöbe sich „nur wenig über den eines Almosen!"

Genau dasselbe gilt von der Abteilung des Gemeindebundes „für Handwerk und technische Gewerbe". Die Zahl der mit Hilfe des Bundes ausgebildeten Lehrlinge und Tech-

niker (Zahnärzte und Tierärzte) ist 346, wovon 270 Handwerkslehrlinge und 76 Angehörige der höheren technischen Berufsarten. Das wäre unter allen Umständen keine sehr große Leistung, denn die Zahl verteilt sich auf eine lange Reihe von Jahren. Die Leistung ist aber beschämend gering, weil die Beihilfe des Gemeindebunds wieder nur ein Almosen ist. „Die Stipendienraten", heißt es in dem Reklamebericht, „sind entsprechend der Knappheit der Mittel klein; hier muß die Art und Weise der Verwendung ergänzend aushelfen, und sie tut es auch, wie die guten Erfolge lehren". Es wird schamvoll verschwiegen, wie klein die Stipendienraten sind, und zum Nachweis der angeblichen Erfolge wird überhaupt kein Versuch gemacht.

In dem Bericht heißt es weiter, daß des Gemeindebunds Handwerksabteilung sich nicht auf die Jugend allein beschränkt, „obwohl die Satzungen hierzu ein Recht gäben", sondern „noch über zwei wichtige soziale Stiftungen für Erwachsene" verfügt. Das ist die „Deutsch-Israelitische Darlehnskasse für Frauen und Jungfrauen" und die Kristaller-Stiftung, die ordnungsmäßig ausgebildeten Handwerksmeistern Darlehen gewährt. Was diese beiden „wichtigen sozialen Stiftungen" tatsächlich leisten und was sie überhaupt zu leisten vermögen, darüber verliert der Bericht kein Wort — natürlich aus Rücksichten der Bescheidenheit, die aber nicht auf seiten des Berichterstatters des Gemeindebunds, sondern auf seiten der Leistungen allein ist.

Selbstverständlich wird in dem Bericht auch der Friedrich Wilhelm-Viktoria-Stiftung und des Vertrags mit der Allgemeinen Versicherungs-Aktien-Gesellschaft Viktoria in Berlin gedacht. Die genannte Stiftung hat, wie es in dem Bericht heißt, bis Ende des vorigen Jahres 1100 Versicherungen von Kultusbeamten subventioniert. „Die Gesamtsumme des versicherten Kapitals beträgt 4 803 200 M. Da die Stiftung etwa ein Viertel der zu zahlenden Gesamtprämie trägt, so bedeutet das ein Gesamtgeschenk an die jüdische Beamtenschaft im Wert von 1 200 000 M.! Das ist immer schon eine nicht unbeträchtliche Teillösung der großen Aufgabe". An diese Bemerkung schließt sich eine Einladung, sich bei Lebens-Versicherungen der Versicherungs-Aktien-Gesellschaft Viktoria in Berlin zu bedienen, die den Angehörigen der Bundesgemeinden besonders günstige Aufnahmebedingungen gewähre.

Das klingt für den Unkundigen wunderschön und sieht beinahe wie eine Leistung aus. In Wirklichkeit aber haben die Dinge ein ganz anderes Gesicht. Der Gemeindebund leistet den Kultusbeamten nichts, rein garnichts, was diese bei rechter eigener Organisation nicht selbst und ungekürzt von jeder guten Versicherungsgesellschaft gern erhalten würden. Der Gemeindebund nimmt vielmehr den Kultusbeamten einen Teil der Provision weg, die diesen zufallen müßte; er lebt davon, er ist wirtschaftlich darauf basiert! Es hat eine Zeit gegeben, in der Herr Professor Philippson das selbst erkannte und den einzigen Wunsch hegte, daß der Gemeindebund sich wirtschaftlich auf eigene Füße stelle, Unabhängigkeit gewinne und sich aus der Verstrickung in die Interessensphäre einer einzelnen — noch so guten Erwerbsgesellschaft löse. Er hat nicht die Kraft gehabt, nach seiner guten Einsicht zu handeln, und lieber den ablaufenden Vertrag auf weitere zehn Jahre erneuert. Er hat nicht einmal die Klugheit gehabt, die Erzielung besserer Bedingungen durch Heranziehung einer Konkurrenz zu versuchen.

So sieht es im Gemeindebund nach seinem eigenen Reklamebericht aus, der mit beschönigender Schminke nicht spart, das Nichtssagende und Leere als groß und bedeutungsvoll und zum mindesten als „vielversprechend" anpreist, während er die klaffenden Lücken der Organisation, die eigentlich nur aus Lücken besteht, überkleistert und dem Auge zu entziehen versucht. Was der Bericht als positive Leistung hinstellt, ist ein armseliges Tasten mit armseligen Mitteln, ist eine Reihe von Potemkinschen Dörfern. Mache ist alles und leeres Getue. An dem Entwurf einer Unifikation der preußischen Judengesetze wird seit sechs Jahren angeblich gearbeitet, ohne daß etwas herauskommt. Tritt der Gemeindetag zusammen, so werden ihm Resolutionen abgeredet, an deren Erfüllung Niemand denkt. Es werden zur Ausführung von Beschlüssen Kommissionen eingesetzt, die nie zusammentreten. Dann aber treten bestellte Lobredner auf, die Herrn Philippson ins Gesicht sagen, wie großes er mit seinen Leuten leiste — und er errötet nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Wie es nicht gemacht werden soll.

Der erste Rechenschaftsbericht des Hilfsvereins für unbemittelte jüdische Nerven- und Geisteskranke, am 31. Dezember 1903 abschließend, ist erschienen. Der Bericht erzählt, daß die Vereinseinnahmen bis zu dem genannten Tag M. 6761, seine Ausgaben M. 1058 betragen haben, M. 560 Pflegekosten an die Anstalt zu Sayn gezahlt worden sind. In diese Anstalt sind von Vereins wegen 3 Männer und 3 Frauen geschickt worden. Das kann, wie aus den aufgewendeten Kosten hervorgeht, erst gegen Ende des Berichtsjahrs geschehen sein.

Der Verein ist in seiner Entstehung und Verwaltung typisch für die meisten jüdischen Wohltätigkeits- und Wohlfahrtsvereine. Man kann aus seinem Beispiel lernen, wie es nicht gemacht werden soll.

Wohlmeinende Männer sind auf den Gedanken gekommen, daß es überaus wünschenswert wäre, für die Aufnahme von jüdischen Nerven- und Geisteskranken in eine Anstalt zu sorgen, in der ihnen die Möglichkeit geboten ist, nach ihren religiösen Gewohnheiten und Bedürfnissen zu leben. Jene Männer haben sich mit andern nicht minder wohlmeinenden Männern zusammengetan und gemeinsam einen eindringlichen Aufruf erlassen, den sie als Vorstand und Gründungskomitee unterschrieben. Neun Vorstands- und sechsundsiebzig Gründungskomitee-Mitglieder zählt der Verein.

Das Ergebnis des Aufrufs ist oben nach dem Vereinsbericht mitgeteilt. Zu ergänzen ist noch, daß die gezeichneten und gezahlten Jahresbeiträge sich auf M. 1014,50, die einmaligen Beiträge auf M. 5613,50 beliefen.

Von den neun Vorstandsmitgliedern haben drei einen einmaligen Beitrag von zusammen 40 Mark gespendet, drei andere haben sich zu einem jährlichen Beitrag von 56 M. verpflichtet, die übrigen drei steuern nur mit ihrer Arbeitsteilnahme bei.

Von den 76 Mitgliedern des Gründungskomitees haben 22 ihrem eigenen Aufruf Folge geleistet, indem sie 735 M. einmaligen und 78 M. jährlichen Beitrag bewilligten. Die übrigen 54 haben es für ausreichend gehalten, die gute Sache mit ihrer empfehlenden Unterschrift auszustatten. Sie haben unterzeichnet, aber nicht gezeichnet.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß bei diesen platonischen Protektoren und Förderern viele Rabbiner sind, deren vielfache Inanspruchnahme ihnen nicht gestattet, überall einen materiellen Zuschuß zu gewähren, die sich begnügen müssen, andere zu Gaben zu veranlassen. Es darf aber ebensowenig verschwiegen werden, daß die Namensunterschrift manches Rab-

biners auch nicht ein einziges Gemeindemitglied zu einer Zeichnung veranlaßt hat. Besonders merkwürdig ist, daß unter den Unterzeichnern Namen von Männern sind, die als sehr wohltätig bekannt sind, die eine offene Hand haben, und die gleichwohl im Spenderverzeichnis nicht zu finden sind. Das ist nur daraus zu erklären, daß sie nicht ernstlich angegangen worden sind, oder daß sie die Sache, die sie mit ihrem Namen empfehlen lassen, selbst nicht für gut empfohlen halten.

So wird es in der Regel gemacht, und so sollte es niemals gemacht werden.

Was hier angestrebt wird, ist sicher anerkennenswert. Der Mangel an einer entsprechenden Einrichtung ist himmelschreiend und sündhaft. Die Großgemeinden haben Krankeninstitute aller Art — aber nur für ihre Mitglieder. Die kleinen Gemeinden können solche Institute nicht unterhalten. Ihre Mitglieder und die der Diaspora sind im Bedarfsfall völlig hilflos. Pflicht der Gesamtheit wäre es, hier einzugreifen. Der gute Wille ist unzweifelhaft vorhanden. Nur die Anregung fehlt. Wäre der Deutsch-Israelitische Gemeindebund nicht durch seine Leitung nullifiziert, so hätte er die Anregung schon längst gegeben, und diese würde nicht fruchtlos gewesen sein.

Der Verein zur gemeinsamen Schnorr-Aufforderung für einen edlen Zweck kann diesen Zweck unmöglich erreichen. Hier muß eine ernsthafte Organisierung eintreten, die jüdischen Korporationen selbst müssen die Sache in die Hand nehmen oder ein Komitee dafür einsetzen, das sie mit den erforderlichen Mitteln ausstatten.

Der Gemeindebund ereifert sich — nicht ohne Grund — gegen die Wanderbettelei. Er sollte sich auch einmal die Zirkular- und Aufruf-Bettelei ansehen, die um nichts besser ist.

K.

Die russisch-jüdischen Auswanderer.

Hannover, den 26. September 1904.

Sehr geehrte Redaktion!

In Bezugnahme auf den Artikel des Herrn Dr. Beermann-Insterburg in der vorigen Nummer Ihres geehrten Blattes gestatte ich mir auf diesem Weg Herrn Dr. Beermann meine, wenn auch vielleicht nicht maßgebende Ansicht betreffs seines Aufrufs zu unterbreiten.

Wie der Herr Dr. Beermann-Insterburg in der Einleitung seiner ergreifenden Erzählung ganz richtig sagt, sind wir deutschen Juden im allgemeinen ganz gut über die traurige Lage unserer russischen Glaubensbrüder unterrichtet. Da also der verehrte Herr uns bereits im Besitz dieser Kenntnis glaubt, so dürfte es ihm doch gewiß nicht mehr fremd sein, daß diese so wichtige Frage resp. die Lösung des Problems, wie die Auswanderung unserer ost-europäischen Glaubensgenossen erfolgreich organisiert werden kann, gerade z. Zt. auf's lebhafteste die Brüder der U. O. B. B. beschäftigt. Nichts wäre ja erwünschter, als daß diese Organisation sobald wie möglich ins Leben gerufen werden könnte; aber welche Aussichten hierzu sind denn vorhanden, wenn man, wie Herr Dr. Beermann-Insterburg für nur ein einziges und noch dazu provisorisches Komitee einer jährlichen Summe von 300 000 M. bedarf!

Durch meine soziale Arbeit unter den Auswanderern in den Vereinigten Staaten bin ich so ziemlich mit dem Elend vertraut, das uns durch das Tagebuch des jungen „Chajim Ephrati" vor Augen geführt wird. Da es mich nun aber ganz besonders interessiert, wie diesem Elend auf die beste Weise abzuhelfen sei, so wäre ich dem Herrn Dr. B. zu großem Dank verpflichtet, wenn er uns vielleicht in einer der nächsten Nummern der „Israelitischen Wochenschrift" kundtun würde, wie er sich eigentlich eine solche Hilfsaktion vorstellt. Wenn wir wirklich erwarten, durch einen öffentlichen Aufruf 300 000 M. zusammen zu bekommen, so schiene es doch wohl geraten, das Publikum vorher zu orientieren, ob seine Gelder auch wirklich praktisch verwendet werden, indem sie dazu dienen, einer größern Anzahl auf die Dauer zu helfen.

Da unsere finanziell besser gestellten Glaubensgenossen hier sowohl wie auch in Amerika ihren Brüdern bisher schon große Geldopfer gebracht haben, so darf man sich nicht wundern, wenn sie überzeugt sein wollen, daß durch ihre Beiträge eine wirkliche Wohltat erzielt wird. Das mag manchem als herzlos erscheinen, aber der tüchtigste Arzt ist immer der, der Kopf und Herz zusammen gebraucht.

Lydia Cantor.

Zum Laubhüttenfest.

Von Rabbiner Dr. B. Seligkowitz-Köthen.

Unter den erfreulichsten Trostgründen, die die menschliche Vernunft im Bund mit dem Herzen bei den so vielen auf Erden stattfindenden Unvollkommenheiten und Unebenheiten aufzusuchen bemüht ist, um sich einigermaßen zu entschädigen und in ihrem Streben nach Vollendung nicht zu ermüden, gibt es keinen gehaltvolleren als den, daß die Menschheit trotz ihrer vielen Gebrechen dennoch einst das Ziel der höchsten Vollkommenheit erreichen wird und muß.

Zweimal im Jahr, am Peßach- und Laubhüttenfest, wird uns die hehre Verheißung verkündet, von der Zeit, da ideale Zustände unter den Menschen herrschen, Sünde und Bosheit getilgt sein, und wie die Wasser das Meer, so die Erkenntnis Gottes die Erde erfüllen werden.

Diese Verheißung, die in der Folge zur unerschütterlichen Ueberzeugung des jüdischen Stammes geworden ist, war von unschätzbarem, segensreichen Einfluß auf ihn, da sie für ihn eine Quelle erfrischender Hoffnung bildete in den Tagen tiefster Erniedrigung, und die ideale Richtung seiner Denkungsart lebendig erhielt mitten unter harten langwierigen Kämpfen um physische Selbsterhaltung. Diese Verheißung wurde aber auch zum Segen für weitere Kreise der Menschheit, da nur durch sie der Sinn für das Ideale, trotz der ausgeprägt materiellen Richtung der Zeit, bis auf unsere Tage dem Menschen erhalten wurde.

Allerdings mögen da Manchen ängstliche Zweifel überkommen, ob das ideale Zukunftsbild, von dem uns das Laubhüttenfest erzählt, sich jemals erfüllen wird, ob nicht vielmehr Koheleth recht hat, wenn er an die Spitze seiner Reden über die Nichtigkeit menschlichen Schaffens den Satz aufstellt: „Geschlechter gehen, Geschlechter kommen, aber die Menschheit bleibt stets dieselbe" in ihrem Hassen und in ihrem Lieben, in ihrem Tun und Leiden.

Und in der Tat suchen verschiedene Kulturhistoriker die Ansicht, daß die Menschheit das Ziel der höchsten Vollkommenheit erreichen könne und müsse, auf Grund der Geschichte vergangener Jahrtausende zu entkräften. Sie lassen Egypter, Indier, Griechen, Römer und andere Nationen auftreten, um unwiderleglich zu beweisen, daß kein steter Fortschritt zur Vollkommenheit möglich sei, weil jene Völker von der erlangten Höhe wieder herabgefallen und mit allen ihren lichten Sternen erloschen sind.

Diesen Einwendungen ist folgendes entgegenzuhalten:

1) Wir betrachten jene oben genannten Völker meistens durch

Ferngläser, die uns den Gegenstand zwar bald verklärt, bald vergrößert, aber nicht in seiner wahren Gestalt zeigen. Wir dichten ihnen vieles an, was sie garnicht besaßen. Es findet hier eine sonderbare Täuschung statt, an der die Phantasie schuld ist; der Gegenstand erscheint uns nämlich je entfernter, desto größer. Und wie vieles gibt es, in das wir das Gediegene erst hineinlegen, ohne daß es notwendig darin liegt, z. B. in ihre Mythen und ihre Denkmäler.

2) Wenn wir die Kulturgeschichte jener Nationen etwas genauer durchgehen, finden wir, daß bei ihnen die so gepriesene Bildung und Verfeinerung keineswegs die Massen der Nation ergriffen und umgestaltet haben, sondern daß es immer nur Einzelne waren — möge ihre Anzahl noch so groß gewesen sein — die von der Sonne der Vernunft und der Freiheit gehörig erleuchtet und erwärmt waren. Ihre Werke und ihre Schriften waren kein Eigentum des Volks, sondern nur einiger Gebildeten, während bei uns die Bildung und Verfeinerung die Massen des Volks durchdringt.

Dazu kommt noch der Umstand, daß die Menschheit durch den Fall aller jener Geschlechter der Vorwelt nichts verloren. Denn in diesem Sturz sind nur die Formen gebrochen, in denen der Geist lebte; der Geist selbst aber blieb und kam auf uns; das Gefäß zerfiel in Stücke, aber der köstliche Inhalt wurde gerettet. Und wenn man sagt, jede Zeit sei die Wirkung der ihr vorangegangenen, so dürfen wir das nicht in schattenhafter Unbestimmtheit nehmen. Auch in der geistigen Welt, möchte man sagen, geht kein Atom verloren. Was je war, verharrt unvertilgbar; in unsern Geistern leben die Geister aller Verstorbenen aller Zeiten. Dies ist es, was man Tradition nennt: daß jedes Geschlecht die geistige Erbschaft seiner Väter antritt. Die Gedankenelemente die in solcher Weise überliefert werden, mögen immerhin mannigfache Schicksale erfahren — vernichtet werden sie nicht. Hierauf beruht das geistige Leben, seine Gesundheit und seine Krankheit, seine Stetigkeit und sein Kampf. Wie wir körperlich mit dem Urmenschen in unabgerissenem Faden zusammenhängen, so auch die Gestaltungen unseres Bewußtseins und die Einrichtungen unseres praktischen Lebens. Dies ist der Grundgedanke der Kulturgeschichte, den sie, wo er verdunkelt ist, darzulegen und zu enthüllen hat.

Mag dann die profane Geschichte oft eine Geschichte der Verarmung des Volks durch Indolenz, blinden Fanatismus, und die Kirchengeschichte eine Geschichte der Vergrößerung hierarchischer Macht abgeben, mag immerhin die Kriegsgeschichte nur von Eroberungszügen und von wenig eingehaltenen Friedensschlüssen zu berichten haben, mag die politische Geschichte oft die Geschichte diplomatischer Verstellungskünste sein — wenn wir nur wahrnehmen wollen, wie sich alles auf dem Weg der Entwicklung einem und demselben, wenn auch nicht deutlich gewordenen, großen Ziel nähert, dann wird sich ein heiteres Gesichtsfeld für teleologische und religiöse Anschauung auftun, das uns an den bereits hinter uns liegenden Teilen in ihrer Entfernung nur noch die Umrisse in gefälliger Form zeigt und auch die Unebenheiten, selbst der nächsten Umgebung in einem mildem Licht erblicken läßt, in dem jene unsern Blick über die scharfen Kanten und schroffen Ecken hinweg auf das weit vor uns liegende Gebiet der Zukunft lenkt, von wo aus der jetzt naheliegende uns auch in schöner Fernsicht einst erscheinen wird.

Das Laubhüttenfest, das zu uns von einer Verbrüderung der Menschen und der Völker spricht, lehrt uns eine immer heller und heller aufsteigende Zukunft, eine immerdar wachsende Erkenntnis, eine stetige Veredlung des humanen Lebens, das seinen Scheitelpunkt in dem Gottesreich oder der Messiaszeit erreicht. Das Wesenhafte dieser Epoche ist der Sieg der Freiheit über das Gesetz der Natürlichkeit, die Herrschaft der Sittlichkeit über die Sinnlichkeit, die allgemeine Ueberzeugung von der Kraft und der Wahrhaftigkeit des Reichs des Geistes und seines Sieges über das Reich der Materie.

Alle die altheidnischen Vorstellungen von der Deszendenz gewisser Menschen und Familien von Gottheiten und alle auf ihnen begründeten Ansprüche auf Privilegien, und alle eingebildeten Prärogative der Geburt und des Erbadels müssen schwinden vor dem feierlichen Protest dieser Verheißung am Laubhüttenfest, vor dem Sieg des Gottesreichs, des Reichs des Geistes und seiner Freiheit.

Sprechsaal.

בישיבה של-מעלה

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Berlin, 26. September 1904.

Verehrter Herr Redakteur!

Vor einigen Jahren — ich kann die betreffende Nummer der Israelitischen Wochenschrift leider nicht herausfinden — hatten Sie gerügt, daß hier in der Berliner neuen Synagoge am Kol Nidre das בישיבה של-מעלה gestrichen worden sei. Man habe, führten Sie aus, den psychologischen Wert, den tiefen sittlichen Ernst des Vorgangs nicht erkannt, die tiefe Selbsterkenntnis, die in der Erklärung liegt, daß heute alle Beter und Gnadesuchende sind, keinem Menschen eine absolute moralische Berechtigung zusteht, über seine Mitmenschen an dem Tag zu Gericht zu sitzen, wo wir selbst vor den allwissenden Richter hintreten, der jedes Menschen Herz und Entwicklung kennt und seine Schuld abmißt.

Wäre es nicht angängig, daß unser Rabbinat in Würdigung jener erhabenen Anschauung einen Schritt — rückwärts! — tut und jenen Brauch am Kol Nidre wieder einführt?

Ein aufmerksamer Leser.

Die Verteilung der Synagogenehren.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Berlin, 26. September 1904.

Es ist eine schöne Sitte, daß zur Thoravorlesung, zur Oeffnung und Schließung der Lade usw. Mitglieder der Gemeinde berufen werden. Die Grundsätze, nach denen diese Mizwos (geheiligte Dienste) vergeben werden, wechseln in den einzelnen Gemeinden, oft werden sie nach einer bestimmten Taxe verkauft, oft selbst verauktioniert, bisweilen nach der Würdigkeit der beitragenden Gemeindemitglieder vom Vorstand vergeben. — Kleine Gemeinden ziehen daraus einen nicht unbedeutenden Gewinn, den sie nicht in ihrem Etat entbehren können, andere konservieren den Verkauf oder die Auktion, um den Verdacht der Begünstigung des einen oder andern Gemeindemitglieds zu meiden.

Hier in Berlin ist ein fester Preis für jede Mizwo bestimmt: 5 M. für Rosch haschanah und 10 M. für Jom Kippur. Um eine Mizwo zu erhalten, meldet man sich beim Synagogenvorstand, und „so weit der Vorrat reicht", erhält man ein Billet. Dies kann man selbst benutzen oder es irgend wem andern durch den Kastellan während des Gottesdienstes zustellen lassen.

No. 18. — 1904. Jüdisches Jahrg. XXVII.

Litteratur-Blatt.

Zur Beleuchtung aller Judentum und Juden betreffenden litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Ethnographie, Theologie, Orientalia, Exegese, Homiletik, Liturgik und Pädagogik.

Begründet von Rabbiner Dr. **M. Rahmer.**

Verantwortlicher Redakteur:
Rabb. Dr. **L. A. Rosenthal** in Preußisch Stargard.

Verlag und Expedition:
Arthur Scholem, Berlin C., Roß-Straße 3.

Bücher der einschlägigen Litteratur, deren Besprechung in diesem Blatte gewünscht wird, sowie Briefe und Manuskripte sind an die Redaktion, Inserate u. Beilagen an die Expedition franco einzusenden.

Rahmer's „Jüdisches Litteratur-Blatt" erscheint **monatlich** zwei Mal und kostet bei allen Buchhandlungen (oder bei direktem Bezuge durch Arthur Scholem, Berlin, Roßstr. 3) vierteljährlich **eine** Mark. — Die Abonnenten der in demselben Verlage erscheinenden **„Israelitischen Wochenschrift"**, welche bei allen Postanstalten und Buchhandlungen vierteljährlich **3.— M.** kostet, erhalten das „Jüdische Litteratur-Blatt" als **Gratis**-Beilage. — **Inserate** werden mit **20 Pfg.** die viergespaltene Zeile berechnet und sind an die Expedition in Berlin zu senden.

Zum Vierteljahrsschluss.

Im Kampf des Judentums um sein Recht und seine Weltstellung hat sich immer mehr auch die Wissenschaft als wirksame Waffe erwiesen. Die Zeiten sind vorüber, die in den Geisteswaffen des Forschers etwas für unsere Zeit Ueberflüssiges gesehen haben, je mehr man dessen inne wurde, daß auch der Gegner am liebsten sich in das Gewand des geistigen Schatzgräbers hüllt, um das zutage Geförderte gegen uns zur Anwendung zu bringen.

Geschieht von uns aber auch alles Notwendige, um in diesem Kampf nicht zu erlahmen und des hohen Werts unserer Geistesgüter gewiß zu werden? Werden die wissenschaftlichen Blätter genügend beachtet oder sieht man in ihnen nur ein unvermeidliches, mit aller Achtung zu übersehendes Anhängsel, das auch so mitgeht?

Wir besitzen nicht zuviel derartige Blätter, deren jedes unwillkürlich in sich eine besondere Eigenart ausbildet. Fachzeitschriften, bestimmten wissenschaftlichen Gebieten dienend, sind bei uns garnicht vorhanden. Wo haben wir eine Z A W, wo eine Theologische Rundschau, wo eine besondere Zeitschrift für semitische Sprachen, für jüdische Geschichte, für Religionsphilosophie? Und welches dieser Gebiete ist nicht reichhaltig genug, um besonderer Kräfte und Förderer zu bedürfen?

Es ist von Uebel, daß der enge Raum einer Zeitschrift den verschiedenartigsten Gebieten dienen muß und demnach eigentlich keinem!

Wir haben bei Uebernahme des Rahmerschen Literaturblattes vor allem die verwaisten Gebiete im Auge gehabt und behalten, welche zwar nicht dem Kampf für unsere Rechte geradezu dienen, aber die Waffenkammern zu diesem Kampf enthalten. Und was wäre das für eine Wissenschaft, die immer und ewig sich nur verteidigen wollte? Sie müßte einseitig bleiben und nur immer im Rotlicht strahlende Punkte schaffen. Sie würde uns jenen ewig begeisterten, selbstgefälligen Ton verleihen, der wenig Glauben hervorruft, weil er nur Wohlwollen und Begeisterung wecken will.

Es läßt sich denken, daß die Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, darunter auch die ausgiebige Beleuchtung unserer Zeitverhältnisse, den Sinn unserer Forscher ebenso anziehen, wie die Leserwelt. Einzelforschungen auf diesen Gebieten werden überaus ausgiebig betrieben, und wir wollen es garnicht tadeln, daß von diesen aus nicht immer der Mittelpunkt des gemeinsamen Strebens gesucht wird.

Das ist nicht Sache des Forschers, wohl aber dessen, der über die geistigen Erscheinungen der Zeit den Rundblick haben soll. Es ist Sache der wissenschaftlichen Besprechung, hier Wandel zu schaffen.

Darauf richteten wir ebenfalls unser Streben, und die eingehende Besprechung ist in ihre Rechte getreten, ebenso die weiterblickende Rundschau, aus Besprechungen zusammengesetzt. Wir wollen nicht mit einigen Worten über Werke hinweggehen, sondern ihren Wert an sich und ihre Stellung zu den Hauptfragen der Zeit kennzeichnen. Wir wollen auch, daß der Verfasser nicht in uns bloß eine delphische Pythia sehe, sondern daß er sich von unserer eingehenden Beschäftigung mit seiner Arbeit überzeuge. Nur dann hat das aufmunternde Wort einen Wert und findet auch die Ausstellung rechte Beachtung.

Nun aber noch eine Hauptfrage: Wenn wir nun bestrebt waren, dies Blatt zu einer Rundschau in höherem Sinn zu machen, es zum mindesten eine solche vertreten zu lassen — konnten wir dabei ein stärkeres Streben in der Erkenntnis der Bibel und des Talmuds verzeichnen? Haben wir eine alles beherrschende Bibelforschung, ein vorwärtsschreitendes Erkennen des rabbinischen Schrifttums? Und kann es ohne diese Grundlagen eine Wissenschaft des Judentums geben? Wir haben demnach eine theologische Wissenschaft, deren unentbehrliche Grundquellen nicht in der Mitte stehen. Kann das so fortdauern?

So mag man es erklärlich finden, daß wir mit ganz besonderer Entschiedenheit (dem in unserem „Zurück zur Bibel!" vorgezeichneten Weg gemäß) die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der

Bibelwissenschaft beleuchtet und gewürdigt haben — leider waren es nur zum kleinsten Teil Werke jüdischer Verfasser.

Was die talmudische Arbeit betrifft, so stehen uns Beleuchtungen mehrerer tüchtiger Leistungen bevor. Wir wollen aber auch dabei nur die Wissenschaft, nicht die Person im Auge haben.

Gern wollen wir der Tätigkeit auf allen wichtigen Gebieten unsere Spalten öffnen und bitten die Mitstrebenden um ihre Mitarbeiterschaft! Sind es nicht ganze Bücher, die man bietet, so sind es Arbeiten; will man nicht gleich um eine Einzelwahrnehmung eine Dissertation schreiben, um das Gesunde nicht in Vermutungen zu ertränken, so soll es im „Vermischten“ seine Stelle finden und hat auch als Bemerkung seinen Wert. Kein guter Gedanke soll verloren gehen.

Wir bitten die Verleger um fernere Unterstützung unserer Bestrebungen durch Einsendung der neuen Erscheinungen. Besonders aber bitten wir die Leserwelt darum, uns ihre Beachtung zu schenken und uns dadurch zu ermutigen.

Als neuen Gegenstand wollen wir regelmäßig „homiletische Anregungen“ einführen, die vielleicht der ausübenden Theologie nicht unwillkommen sein werden.

Mit diesen Hoffnungen und Vornahmen gehen wir ins neue Vierteljahr hinüber.

Preußisch-Stargard am ערב יום כפור.

Die Redaktion.
Dr. L. A. Rosenthal,
Rabbiner.

Zur Komposition und Geschichte des „Achtzehngebets“.

Von Dr. J. Goldschmidt-Offenbach a. M.

Unter den vielen Problemen, welche die Geschichte der synagogalen Gebetordnung im allgemeinen und des „Achtzehngebets“ (Schmone eszre) im besonderen der Wissenschaft stellt, ragt hervor die Verschiedenheit zwischen dem Namen dieses Gebetes und der wirklichen Anzahl der darin enthaltenen Segenssprüche. Das sogenannte „Achtzehngebet“ besteht bekanntlich aus 19 Segenssprüchen, Berachoth. Auf diese Schwierigkeit ist, wie der Kundige weiß, schon in Talmud und Midraschim verschiedentlich aufmerksam gemacht worden, so an der Hauptstelle bei Berachoth 28b: „Diese 18 sind doch 19?“ Und die Antwort darauf ist: „Die Benediktion bezüglich der Zadukim (resp. Minim) ist im Jabne hinzugefügt worden.“ Demnach bestand das „Achtzehngebet“ ursprünglich tatsächlich aus 18 Benediktionen, wovon es den Namen trägt, und dieser Name wurde beibehalten, obgleich in Jabne die 19., Welamalschinim, hinzukam. Diese Lösung kann aber nicht befriedigen. Schon Rappaport in seinem Eliezer Kalir und andere haben darauf hingewiesen, daß zur Zeit Rabban Gamliel's in Jabne das „Achtzehngebet“ ohne Welamalschinim nur aus 17 Benediktionen bestand, indem die beiden „Welijruscholajim“ und „Es zemach“ ursprünglich nur eine Eulogie bildeten. Die Teilung derselben muß sehr spät erfolgt sein, da Eliezer Kalir noch nicht Es zemach als besondere Berocho kannte. Die Schluß-Eulogie für die ursprüngliche Vereinigung der beiden lautete: „Elohe Dawid ubone Jeruschalajim.“ Vergl. hierzu S. Baer's „Awaudat Jisroel“ zu den beiden Stücken „Welijruscholajim“ und „Es zemach“ und ganz besonders die neueste sehr fleißige Arbeit „Geschichte des Achtzehngebets“ von Dr. J. Ellbogen.

Um diese Schwierigkeiten zu lösen, packt Ellbogen den Stier bei den Hörnern und stellt die These auf, Rabban Gamliel habe nicht 18, sondern nur 17 Benediktionen vorgefunden, er fügte erst ולמלשינים als 18. hinzu, und durch Rabban Gamliel ist auch der Name „Achtzehngebet“ festgesetzt worden. Die Teilung der beiden Eulogien „Welijruscholajim“ und „Es zemach“ in späterer Zeit konnte an diesem Namen, der sich inzwischen festgesetzt hatte, nichts mehr ändern. Vgl. Ellbogen a. a. O. S. 29 u. ff. — Er stützt sich hier mit dieser Annahme besonders auf folgende Stellen:

1. Numeri Rab. 18 und Jelamdenu Korach: טוב בגי׳ י״ז, י״ט ברכות הוצא משם ברכת המינים שתקנוה ביבנה ואת צמח דוד שתקנו אחריו;
2. z. Ber. IV, 3: ר׳ חונה אם יאמר לך אדם י״ז אינון אמור לו של מינים כבר קבעו חכמי׳ ביבנה.

„Es kann somit als feststehend erklärt werden, daß die Tephilla zur Zeit des Rabban Gamliel, also kurze Zeit nach der Zerstörung des Tempels, aus 17 Benediktionen bestand“, schließt Ellbogen (das. S. 30). In der Tat scheint jeder andere Ausweg unmöglich. Jetzt besteht die Tephilla aus 19 Benediktionen, die beiden Welijruscholajim und Es zemach haben sicher ursprünglich nur eine Eulogie gebildet, R. Gamliel hat ebenfalls eine hinzugefügt: was bleibt also anderes übrig, als daß vor R. Gamliel nur 17 Eulogien vorhanden waren?

Dieser scheinbar unvermeidlichen Annahme stehen aber große Bedenken entgegen, die wohl auch Herrn Dr. Ellbogen beunruhigten, als er in dem Vorwort schrieb: „Ich folge daher nicht dem eigenen Triebe, wenn ich hiermit eine Abhandlung der Oeffentlichkeit übergebe, deren Resultate mir selbst im Laufe der Zeit zum Teil zweifelhaft geworden sind, deren Probleme für mich, je länger ich darüber nachdenke und arbeite, sich immer mehr verwickeln, ja fast unlösbar erscheinen.“

Ich will nur einige Schwierigkeiten hier vorbringen. In der angeführten Hauptstelle b. Berachoth 28b antwortet R. Levi auf die Frage: „Es sind doch 19 und nicht 18 Benediktionen?“ „die Benediktion bezügl. der Zadukim wurde in Jabne eingeführt.“ — „Wem entspricht diese 19. Benediktion?“ — R. Levi antwortet: Nach R. Hillel etc., der die 18 Benediktionen oben auf die 18 Gottesnamen im 29. Psalm zurückführt, entspricht die 19. dem Verse: „El hakkabod“, „Gott der Ehren“; nach R. Josef, der sie auf die 18 Gottesnamen im Schema zurückführt, dem „echad“, „einzig“, nach R. Tanchum, der sie auf die 18 Wirbel des Rückrats zurückge-

führt hatte, dem kleinen Wirbel.“ Daraus geht klar hervor, R. Levi hat angenommen, daß R. Gamliel die 19. und nicht die 18. Benediktion eingefügt hat.

Auch in der Mischna (ibid.): R. Gamliel sagt, jeden Tag betet der Mensch „Schemone eszre“; R. Josua sagt: den Inhalt der Schemone eszre; R. Akiba sagt: Wenn ihm die Tephilla geläufig ist, betet er Schemone eszre, sonst nur „meen schmone eszre“, setzt der geläufige Gebrauch des technischen Ausdrucks „Schmone eszre“ voraus, daß nicht erst R. Gamliel die 18. Benediktion eingefügt und den Namen festgesetzt hat.

Auch ist nicht einzusehen, warum, da der alte Name „das 17-Gebet“ in „das Achtzehngebet“ umgewandelt wurde, als die 18. Eulogie hinzukam, nicht auch das „Achtzehngebet“ den Namen „das Neunzehngebet“ erhielt, als die 19. hinzukam? Wenn der ursprüngliche Name „Schmone eszre“ nie verändert wurde, so ist nichts dagegen einzuwenden, es liegt das in den Kapricen der Sprache, die auch nach Kopernikus noch die Sonne aufgehen läßt. Hat aber erst einmal der Name sich mit der Anzahl der Teile verändert, warum nicht auch das andere Mal?

Auch ist es derselbe R. Levi, der schon 19 Eulogien der Schmone eszre kennt, dem R. Chona erwidert: אם יאמר לך אדם י״ז אינון אמור לו של מינים כבר קבעו חכמים ביבנה.

Ueberhaupt ist diese Bemerkung des R. Chona sehr merkwürdig. R. Levi spricht von den 18 Eulogien, die den 18 Gottesnamen im 29. Psalm entsprechen. Wenn nun R. Chona dazu ergänzend bemerkt: „Wenn dir jemand sagt, es seien nur 17, so antworte ihm: die der Minim haben die Weisen in Jabne eingefügt“, so ist das ganz unbegreiflich. R. Levi kennt bereits 18, R. Chona kennt auch 18, es ist ja lange nach Jabne: wie kommt ihm da der Gedanke, es könnte jemand sagen, es seien ja nur 17?

Ich glaube sicher annehmen zu dürfen, daß hier ein Fehler vorliegt und י״ז in י״ט zu emendieren ist, so daß R. Chona die Frage des Babli aufwirft הני תמני סרי תשסרי הויין und die Antwort gibt, die Minim-Eulogie ist in Jabne hinzugefügt und doch die 18-Zahl beibehalten worden. Die vorliegende L. A. ist ganz sinnlos. — Die Annahme, daß R. Gamliel nur 17 Eulogien angetroffen und er die 18. hinzugefügt habe, ist darum, trotz der nun noch allein entgegenstehenden Stelle Numeri Rab. 18 und Jelamdenu Korach, die wir noch weiter in Betracht ziehen werden, als haltlos aufzugeben. Alle anderen einschlägigen Stellen bieten nur dann keine Schwierigkeiten, wenn sie voraussetzen, R. Gamliel habe 18 angetroffen und habe die 19. hinzugefügt.

Bei allen bisherigen Untersuchungen wird als ganz selbstverständlich vorausgesetzt, daß unter ברכת המינים die 13. Eulogie „Welamalschinim“ zu verstehen sei. Auch nur die Möglichkeit, daß dies nicht der Fall sei, ist bisher von keinem in Erwägung gezogen worden.

Ausdrücklich wird aber die von R. Gamliel eingefügte Eulogie nie als „Welamalschinim“ oder mit der speziellen Schluß-Eulogie שובר אויבים, sondern nur immer ganz allgemein mit „Birchath haminim“ bezeichnet. Wenn sich gewichtige Gründe dafür vorfinden, unter „Birchath haminim“ nicht „Welamalschinim“ anzunehmen, so steht von Seiten des Talmud dem nichts im Wege. Nur die oben angeführte Stelle Numeri Rab. 18 würde Schwierigkeiten bereiten, nachdem die andere Stelle j. Berachoth IV, 3 durch die andererseits notwendige Emendation aus dem Felde geschlagen ist.

R. Gamliel will das Judentum gegen die Judenchristen abgrenzen. Was wird man da von seiner Seite erwarten? Alles eher, als das, was den Inhalt von Welamalschinim ausmacht! Man wird erwarten, daß er der judenchristlichen Lehre die entgegengesetzte des Judentums entgegenstellen wird: eine Verfluchung der Personen ist doch nicht „Abgrenzung“?

Ferner ist ein Gebet für den Untergang der Personen ganz gegen den Geist des talmudischen Judentums, welches bekanntlich anknüpfend an den Vers Psalm 104, 35 den Grundsatz aufstellt: „die Sünden, nicht die Sünder mögen vernichtet werden.“

Wenn Welamalschinim nichts weiter ist, als eine Paraphrase des Jesaianischen Verses (Jes. 1, 28) „Sturz über alle Frevler und Sünder insgesamt und die Feinde des Ewigen gehen zu Grunde“ — ואויבי ה׳ יכלו, welches dem וכל אויביך מהרה יכרתו sicher zu Grunde liegt (vgl. Megilla 17b) — so ist ein solch allgemein gehaltenes Gebet gegen die Vertreter des Bösen dem Geiste nicht identisch mit einem Gebete gegen das Böse. Aber ein Gebet gegen bestimmte Personen hätte sicherlich in der offiziellen Gebetordnung des Judentums nie Aufnahme gefunden. Personen sind vergänglich, die Gebetordnung des Judentums war aber für die Jahrtausende der Zukunft redigiert.

Nehmen wir aber an, R. Gamliel hätte durch die Judenchristen seiner Zeit Veranlassung gehabt, sich doch hinreißen zu lassen und ein Gebet gegen sie einzufügen, um dem Judentum die Gefahr vor Augen zu stellen, die demselben von den Judenchristen dogmatisch und staatspolizeilich droht, so muß man erwarten, daß in diesem tendenziösen Gebet die Tendenz klar hervortritt. Dies Gebet wird, und so darf man erwarten, von den Minim, und von keinen andern Feinden der Juden und des Judentums sprechen. Jede Generalisierung, jede Vermischung der Minim mit den andern Gegnern macht die ganze Tendenz dieses Gebets unkenntlich und das neue Gebet zwecklos. Am wenigsten wird man erwarten dürfen, daß in der Schluß-Benediktion, welche den Kern des Gebetstücks zusammenfaßt, die Minim ganz übergangen werden. Was finden wir nun statt dessen? Das Gebetstück fängt mit den Minim nicht an und schließt nicht mit ihnen, Malschinim oder Meschumodim, wie eine alte Lesart ist, hat es außer den Judenchristen noch genug gegeben! Die Lesart wechol haminim an 2. Stelle steht als ursprünglich garnicht fest, wir haben dafür וכל עושי רשעה! Am sichersten ist als ursprünglicher Bestandteil durch Megilla 17b verbürgt das ganz

allgemein gehaltene וכל אויביך, und die Schluß-Benediktion nimmt ganz direkt Bezug auf den ganz allgemeinen, für alle Zeiten gültigen Vers ושבר וכו׳ ואויבי ה׳ כו׳ Jesaiah 1, 28.

Was sollte man aber überhaupt von einem solchen Gebet gegen Personen erwarten, wo es sich doch auch, und vorzüglich, um ein Dogma handelte? Warum gar kein Hinweis auf das dem Judenchristentum entgegenstehende jüdische Dogma der noch nicht erfüllten Erwartung des Messias? Sollte R. Gamliel so ganz und gar nicht Theologe gewesen sein?

Meine Ansicht, durch die alle Schwierigkeiten, bis auf die eine Stelle Numeri Rab. 18, sich von selbst heben, ist nun die:

1. R. Gamliel hat nicht Welamalschinim eingefügt, diese Eulogie gehört zum ältern Bestandteil des „Achtzehngebets“.
2. Die Neuerung, die als das Werk R. Gamliels berichtet wird, ist eben die Zweiteilung der Benediktion אלוקי דוד ובונה ירושלים in die Benediktionen בונה ירושלים und מצמיח קרן ישועה.
3. Die ברכת המינים ist eben die besondere Ausgestaltung der Benediktion מצמיח קרן ישועה.

Die Eulogie „Es zemach“: „Den Sprößling Davids, deines Knechts, mögest du schnell wachsen lassen und sein Horn erhebe sich durch dein Heil, denn auf dein Heil hoffen wir (noch immer) jeden Tag . . . gepriesen sei du, Ewiger, der wachsen läßt das Horn des Heils“ — diese Eulogie ist in der Tat eine nachdrückliche, dogmatische „Abgrenzung“ des Judentums gegen das Christentum überhaupt und gegen das Judenchristentum im besonderen. Diese Eulogie konnte ein Judenchrist, der die Ankunft des Messias als Tatsache der Vergangenheit dogmatisch glaubte, nicht beten. Das war ein Schiboleth, sobald er diese Eulogie übersprang, entpuppte er sich als „Min“ (Berachoth 29a und Par. Stellen) als „Judenchristen“. Schon Joel, Blicke II, 93 (angeführt bei Ellbogen S. 35), sagt: „Nicht unmöglich ist es, daß damals erst die auf den messianischen Sprößling des Hauses David bezügliche Stelle in die 14. Benediktion (Welijruscholaim) eingefügt wurde, um zu zeigen, daß das Judentum an dem alten Messiasglauben festhalte“. — Joel hat hier im Prinzip das Richtige mit seinem weiten Blick geahnt, daß die Elemente des „Es zemach“ mit der Tätigkeit des R. Gamliel zusammenhängen. Er hat aber den letzten Schritt nicht getan. Er läßt durch R. Gamliel Birchath haminim (Welamalschinim) und außerdem die Gebete für den „Sprößling Davids“ in Welijruscholajim einfügen.

Das Richtige ist nun nach meiner Ansicht: die Elemente von Es zemach waren schon in Welijruscholaim vorhanden; R. Gamliel ließ diese außerdem als nachdrücklichen Protest gegen das Judenchristentum redigieren und mit einer besonderen, die Tendenz klar ausdrückenden Schlußbenediktion versehen und als besondere Eulogie, als 19., in das „Achtzehngebet“ einfügen.

R. Gamliel hat also nicht 17, sondern 18 Eulogien vorgefunden, Welamalschinim gehörte schon aus früherer Zeit dazu; er hat als die 19 das von Welijruscholajim durch ihn losgetrennte und besonders redigierte Es zemach eingefügt.

Damit sind alle Schwierigkeiten von selbst beseitigt.

Dieser Auffassung stehen, wie schon wiederholt gesagt, nur die zwei Stellen Numeri rab. 18 und j. Ber. IV, 3 entgegen, wo die Anzahl der Eulogien vor der neuen Einfügung des R. Gamliel mit 17 angegeben wird.

Wenn meine Emendation zu j. Ber. IV, 3; י״ז in י״ט aus den oben auseinandergesetzten Gründen richtig ist, dann bliebe nur die erstere Stelle: וקח טוב (הושע ד״) בגימטריא י״ז תפלהי י״ט ברכות? הוצא משם ברכת המינים שתקנוה ביבנה ואת צמח דוד שתקנו אחרוו.

Aber diese Stelle ist wirklich nicht als schwerwiegend zu betrachten. Hier handelt es sich darum, den Zahlenwert von טוב, 17, als der תפלה entsprechend hinzustellen. Diese Operation mit Zahlenwerten gehört sicher einer späten Zeit an, in welcher das Wesen von ברכת המינים schon verwischt war.

Wenn nach dem palästinensischen Ritus sichere Angaben dafür vorliegen, daß Welijruscholajim und Es zemach lange nach R. Gamliel zu einer Eulogie vereinigt waren, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß, nachdem das Phänomen des Judenchristentums vom Schauplatz der Geschichte geschwunden war, die alte Form wieder rezipiert wurde, welche diese beiden Eulogien vereinigt hatte. In Babylon, wo viel Gewicht darauf gelegt wurde, daß der Resch Galutha ein צמח דוד war, kann dagegen die Redaktion des R. Gamliel beibehalten worden sein.

Bekanntlich führten die Nachkommen von Hillel, also auch R. Gamliel, ihren Stammbaum auf David zurück. Daß dieser Umstand mit in Betracht gezogen werden könnte, wenn die Redaktion des Es zemach David ein Werk des R. Gamliel ist, soll hier nur leise angedeutet sein.

Einige Bemerkungen über R. Jehuda und den Hellenismus.

Alexandria! Wer hört nicht gern von jener glanzvollen Synagoge, deren ungeheurer Umfang den Vorbeter den Fernstehenden unhörbar machte; von jenem Tempel mit seinen Gilden und Innungen, mit seinen kostbaren Richtersitzen![1])

Wer läßt sich nicht gern von den siebzig Männern erzählen, die auf Wunsch des Ptolemäus Philadelphus die Thora übersetzen, Jeder für sich, doch Jeder dem Andern gleich![2])

Beide Angaben führt der Talmud unter dem Namen des Rabbi Jehuda bar Ilaa an, der als Kenner alexandrinischer Verhältnisse bekannt ist[3]). Die Uebersetzung der Thora durch die Siebzig berichtet bekanntlich der Aristeasbrief. So allgemeine Nachrichten konnten aber nach Palästina dringen, ohne daß sie eine Kenntnis der griechischen Quelle

[1]) Succah 51b, Tosseftha 4_{6}
[2]) Meg. 9a. Mechiltha zu Exod. 12_{40}.
[3]) S. Frankel Hodegetik S. 161 die dort angeführten Stellen

vorauszusetzen brauchen. Von genauer Einsicht in die Septuaginta zeugen dagegen die in Megillah dort sich findenden Angaben über Stellen, welche abweichend vom Hebräischen übersetzt worden sind und von denen sich die wichtigsten trotz der vielen Entstellungen der Septuaginta noch darin finden.

Ende Tamid steht das Schlußwort die Mischna, welche die von den Leviten täglich zu singenden Psalmen enthält. Aus Rosch haschanah 31a erfahren wir, daß auch dies eine Ueberlieferung R. Jehudas ist. Noch eigentümlicher, daß die Septuaginta nie verfehlt, in den Ueberschriften der betreffenden Psalmen anzugeben, für welchen Tag der Woche ein jeder bestimmt ist, und daß diese Angaben genau mit denen des Talmud übereinstimmen!

Joseph kommt durch den Verdacht, welchen die Frau des Potiphar gegen ihn erregt, in den Kerker. Der Midrasch[1]) (und nach ihm Raschi) führt an, daß alle Hausbewohner zu einer Festlichkeit waren, entweder zu einem Fest des Nil oder zu einem Schauspiel. Daher war niemand zu Haus. Dasselbe erwähnt Josephus (Ant. 2_{3})! Solche Uebereinstimmungen kommen allerdings vor; weniger selbstverständlich ist es, daß wieder R. Jehuda (und sein Genosse R. Nehemia, wie Rosch haschana 31a) die Ueberliefernden sind.

Am Anfang von פ׳ נח bringt Raschi den Midrasch, wonach die edeln Taten der Frommen ihre Kinder sind. Darum „Das sind die Nachkommen des Noah; Noah war ein gerechter, fehlerloser Mann". Derselbe sagt aber zu dem gleichen Sitz Philo Alexandrinus! Nach Tanchuma z. S. stammt der Midrasch von R. Jehuda.

Auf diesem Wege können auch halachische Stellen durch hellenistische bestimmt werden. Am Schluß von Biccurim[2]) heißt es, „zuerst hätte der Kundige die Biccurimformel selbst gesagt, dem Unkundigen wäre sie vorgesagt worden; später hätte man sie jedem vorgesprochen, um niemanden zu beschämen". Die erste Hälfte dieser Halacha findet sich auch bei Philo, wonach man die Formel entweder selbst sagte oder sie dem andern nachsprach! Wir behaupten nun, jene Mischna gehöre R. Jehuda an, weil sie mit dem Hellenisten übereinstimme. Und der Anfang בראשונה[4]) ruft uns wirklich Mischnas gleichen Anfang in Erinnerung, welche R. Jehuda ausdrücklich zum Verfasser haben.

Andererseits können wieder Halachas zur Erklärung von hellenistischen Stellen dienen. Meg. 2_{3} ist die Rede von dem pflichtmäßigen Umfang der Megillavorlesung. R. Jehuda meint, man lese sie von איש יהודי, der ersten Erwähnung Mordechais, R. Jose von der ersten Erwähnung Hamans, R. Simon (in der Baraitha) von der schlaflosen Nacht des Ahasverus an, und R. Meïr, man lese sie ganz. Nach der Gemara handelt es sich hier um den דיעבד-Fall.

Nun erklärt sich's, weshalb das griechische Esterbuch den Traum des Mordechai mit איש יהודי beginnt und weshalb vorne (noch vor dem Anfang des ersten Kapitels) die Erhebung Hamans und die Rettung des Königs durch Mordechai beim Griechen angegeben sind. Es sind das die verschiedenen Gemeindebräuche bezüglich des Anfangs der Megillavorlesung, die oben erwähnt sind. Die Gemeinden lasen sie wirklich verschieden dem Umfang nach, bis sich allgemein die Vorlesung des ganzen Buches eingebürgert hat. So kam der Traum des Mordechai als Ersatz für manches Fortgefallene an den Anfang, und die Einleitung des griechischen Esterbuchs ist durch ihre Uebereinstimmung mit der Mischna nicht mehr rätselhaft. Jedenfalls stimmt aber der Anfang R. Jehudas mit dem der Hellenisten überein!

Das sind wohl nur wenige uns aufgefallene Beispiele, die sich wahrscheinlich noch sehr vermehren lassen. Warum gerade R. Jehuda diese Uebereinstimmung so oft zeigt, er, der Sohn R. Ilaas, und durch diesen der Ueberlieferungsträger des schammaïtisch gefärbten R. Elieser? Ob durch R. Ilaa der Weg zu R. Jochanan ben Sakkai führt, dem eine tiefe Kenntnis des Hellenismus nachgerühmt wird?[1]) Ob von R. Josua vielmehr die Linie zu R. Akiba führt, dem ein gleiches Wissen zu eigen war?[2]) Das läßt sich aus diesen Beispielen noch nicht ersehen, und ein Urteil darüber muß man der Zukunft überlassen.

Genug, daß wir hier eine sicher führende Verbindungslinie zwischen Talmud und Hellenismus gefunden haben, die nicht etwa bloß in den rabbinischen und hellenistischen Gegenständen die Gleichheit zeigt — das ist seit Frankel und Freudenthal vielfach aufgerollt worden — wohl aber sich an einen gewissen Tannaiten knüpft und damit der talmudischen Quellenscheidung und der Geschichte des Geistes dient.

Hoffentlich wird diese Wahrnehmung, daß gerade R. Jehuda mit dem Hellenismus übereinstimmt, eine Veranlassung zu weiteren Untersuchungen auf beiden Gebieten sein.

Etwas aus der „Zukunft".

(Schluß.)

Dort[3]) wurde dem Ganzen die Göttlichkeit des Ursprungs entzogen — das ist bezüglich des Glaubens die Hauptsache. War das geschehen, so konnte der Umstand, daß die biblischen Lehren aus Egypten, Arabien oder Babel stammen sollen, umso weniger ins Gewicht fallen, als man ja selbst in der Bibel eine Entwicklung des Gesetzes annimmt. Noah empfängt Gesetze im Land des Ararat — warum soll es keine babylonischen Satzungen geben, deren Veredelung durch die entwickelnde Gottheit am

[1]) Ber. Rabbah Ende 87.
[2]) Bicc. 3_{7}.
[3]) Bei der Schilderung des Biccurimfestes in de septennario.
[4]) S. Schekalim 1_{2} Rosch haschanah 4_{3} s. Gemara das., Maasser scheni 5_{9} etc.

[1]) Succah 27b, 28a.
[2]) Chag. 2_{1} ff. und Gemaras, auch Tosseftha 2_{2}, $_{3}$ ff.
[3]) bei Wellhausen etc.

Sinai zur Offenbarung wird? Soll Gott die Menschheit nicht dazu erzogen haben? Und das gilt vom gläubigsten Standpunkt aus. Und liebt man uns Juden so sehr, daß man durchaus aus unserer Mitte das Gesetz erwachsen wissen will?

Ganz im Gegenteil! Und wenn uns nun Gumplowicz zugibt, daß in Israel das Gesetz menschlich und milde geworden ist, so können wir Juden uns eigentlich mehr darauf einbilden, als wenn es Gottes Offenbarung wäre. Also wie Gumplowicz sagt: „Was darf sich ein Gott nicht erlauben?“ Sogar ein Plagiat aus dem Hammurabi! Ist nämlich alle Entwicklung Gottes Werk, so ist alles Geschehende Plagiat und zwar ein sich veredelndes Plagiat Gottes aus dem zu veredelnden Früheren. Ob nun Müller sagt: „Die ganze Größe des mosaischen Gesetzes zeigt sich da“, oder ob G. sagt: „Wir sehen, wie sich die Norm in tausend Jahren veredelt hat“ — das ist nur ein Wortstreit. Abgesehen davon, daß äußerlich betrachtet, Hammurabi eine glänzend entwickelte Gesetzessammlung zeigt, die Thora dagegen ein einfaches Sittengesetz mit dem großartigen Armen-, Sklaven- und Schuldrecht, das Hammurabi garnicht oder in sehr schroffer Weise hat. Das will bedacht werden. Vom Hammurabi führt kein Weg zu diesen Thorasatzungen hin. Uebrigens war die erste lautgewordene Ansicht die, Hammurabi sei edler, als die Thora. Da hieß es: Vergleichen! — und in meinem „Hammurabigesetz, Bibel und Talmud“ (Wirth, Mainz) habe ich den Beweis geführt, der damals noch unerläßlich war, die Bibel sei das Höhere. Delitzsch selbst gibt das in seinem „Rückblick und Ausblick“ zu, allerdings, weil die Thora jünger sei. Das sind aber große Zugeständnisse.

Weshalb sich die Welt so entsetzt hat, das habe ich, wie mein „Babel und Bibel“ (Poppelauer) zeigt, schon beim ersten Auftreten Delitzschs so wenig begriffen, wie Gumplowicz. Ich war damals und bin noch jetzt der Meinung, daß die Bibel heute durch derartige Stürme nur gewinnen kann.

Was aber vielen Forschern unserer Zeit nottut, ist die Befolgung des alten Wortes: „Zuerst collegium logicum!“*)

Litteraturbericht.

Recensionen.

Dr. Heinrich Schmitt. Die Gnosis. Band I, 627 und VI S. Eugen Diedrichs, Leipzig. 1903. 12 Mk.

Das Seltsame und Geheimnisvolle steht heute nicht mehr unter dem Bann bei den vernünftigen Leuten, wie ehedem; die Vernünftigen bemühen sich vielmehr, hin und wieder recht geheimnisvoll zu tun und sich von dem Abgeklärten abzuwenden. Müde und überdrüssig des Lichts, sucht man, wie in den Zeiten der Dülmener Sphinx und Clemens Brentanos in das Dunkel der Geheimlehre hinabzusteigen und durch sie die Rätsel der Welt zu lösen.

Daß man die Gnosis in den Zeiten Irenäus' und Justus' verketzerte, war begreiflich; daß man sie heute in den Himmel hebt, ist ebenso begreiflich. Die unter der Herrschaft des Verstandes schmachtende Welt sucht nach einem Jungbrunnen, und der scheint sich in der halb dichterischen und von den Welträtseln träumend stammelnden Gnosis ihr am ersten zu bieten.

Nachdem wir vor einiger Zeit das Meadsche Werk anzuzeigen Gelegenheit hatten, haben wir heute wieder einen stattlichen, prächtig ausgestatteten Band in der Hand, in dem selbst der Druck, zumal die Kapitelüberschriften und die Kapitelschlüsse uns mittelalterlich, geheimnisvoll, gnostisch vorkommen.

Scheinbar dem Beispiel Meads folgend, holt der Verfasser in der Zeichnung der Vorbedingungen sehr weit aus, mit Aegypten, Indien, Persien beginnend, auf Griechenland und Alexandrien überleitend, von wo aus er nach Palästina greift.

Ein besonderer Abschnitt stellt vorbereitend die wichtigsten Auffassungen der Gnostiker dar, und dann folgen die einzelnen Lehrer und Schulen.

Kennzeichnend für den Geist des Buches ist die Einleitung, der sich eine Abrechnung mit dem Gedankenzwange unserer Zeit in Staat und Kirche einfügt. Derartige Auslassungen, die gelegentlich entstanden sind, ist ein Verfasser in gereizter Stimmung leicht geneigt, seiner als wissenschaftlich sich gebenden Darstellung einzuverleiben. Und dieser Schmuck des Werkes wird dem Ganzen verhängnisvoll. Daß es dadurch den Stempel des Nichtfachmännischen erhält, ist der geringste Fehler — mag es doch aussehen, wie es will! Aber der Ingrimm gegen die gesamte Welt- und Staatsordnung, gegen alles geistig Hochragende nimmt dem Verfasser jeden Augenblick die Ruhe wieder, wenn er sie erlangen und weitergehen will, und nicht eine Seite entbehrt dieser grimmen Auslassungen. Nun schaden dieselben nicht der Welt, nicht dem Staat, nicht der Gesellschaftsordnung, aber, was zunächst das Schlimmste ist, dem Buch selbst und seiner Klarheit. Uns dürstet es noch nach der Quelle der Gnosis — da bekommen wir einen Theelöffel voll, der sofort in ein Meer von Lobpreisungen der Gnosis und der Herabsetzung alles Nichtgnostischen ertränkt wird. Und diese Wiederholungen! Ob der Verfasser wohl so manchen Satz seines Buches einer zweiten Durchsicht unterzogen hat?

Die Gnosis löst ihm alle Rätsel des Weltwerdens und -seins, weil darin kein Gegensatz zwischen allmächtigem Schöpfer und demütigem Geschöpf zu finden ist, sondern der Mensch selbst Ausgangspunkt des Ganzen ist und aus sich heraus das Ganze begreift. Gottesbegriff und Christenlehre selbst hört bei dieser Schwärmerei für den Gottessohn auf, der dem neutestamentlichen Begriff nicht entspricht. Die herkömmliche Auffassung des Kreuzestodes erscheint dem Verfasser gräuelvoller, als alle früheren Anschauungen. Das Urchristentum faßt er als eine Entgötterung der Welt auf, deren Selbstentwicklung in der Hervorkehrung des Menschen und seiner Stellung empfunden und demnach alles Weltstreben nach Seite der Macht hin als dieser Entwicklung entgegen aufgegeben wurde. Oder vielmehr unsere Weltentwicklung als Werk des Demiurg ist eine Vergröberung und Verschlechterung des geistigen fein sich schwingenden Urstoffes und hat die Welt der Tierheit, der Lebensläugner gegenüber den Gottessöhnen, den Vertretern des Geistes hervorgerufen. Die letzteren sind durch den Bund, den das Urchristentum mit der Lehre des Judentums geschlossen, unterdrückt worden, und unsere ganze Weltauffassung und Weltordnung muß und wird der gnostischen Urweisheit von der Hoheit des inneren Lebens einst weichen, und mit der Lösung der Schöpfungsrätsel werden alle Unterschiede weichen, alle Menschen gleich sein, und die Welt des Scheins wird sich in die des Geistes verwandeln.

Wenn die Gnosis den Materialismus schließlich dauernd verbannen soll, indem sie das, was jener leugnet, das Leben, als das Wesentliche betrachtet, so vergißt der Verfasser, daß Gedanken nur durch Gedanken gebannt werden können. Die beständige Bildlichkeit, die diesen Evangelien und Weltentstehungslehren anhaftet, verleitet zu ewigem Deuten, und hineindeuten kann man alles mögliche. Schopenhauer hat alles, was man Tiefes in der Gnosis finden könnte, weit tiefer gefühlt und ausgesprochen, so daß das Entzücken über diese gnostischen Offenbarungen schwerverständlich ist.

Uns liegt nur noch an der Beleuchtung der Empfindungen, die Verfasser dem Judentum entgegenträgt. In dem Judentum sieht, wie Schopenhauer, auch unser Verfasser die Stütze dieser schlechtesten Welt, deren Beseitigung das Reich des wahren Glücks herbeiführen würde.

*) Daß Müller längst geantwortet, war mir, da ich die „Zukunft“ im Lesezirkel bekomme, entgangen.

Also das Judentum schützt die Welt vor der Selbstauflösung. Damit spricht Verfasser unbewußt das größte Lob darüber aus. Gewiß, das von den Gnostikern gehaßte Gesetz, das die zum Menschenstreben unerläßlichen Gegensätze der Welt mildert, ist und bleibt die Grundlage dieses Jammertals, dessen Elend durch gnostische Träumer nur ins Unendliche gesteigert werden würde. Dante, Shakespeare, Goethe waren alle nur Bürger dieser niedern Fleisches- und Tierwelt. Und wenn Verfasser im Judentum den unbedingten Gegensatz zur Gnosis sieht, so vergißt er, daß der von ihm so geschätzte Philo ein Jude gewesen. Die Gnosis hat in der Gestalt der Kabbala auf keine Religion einen größeren Einfluß ausgeübt, als auf das Judentum. Luria, Corduero, Vital waren echte Gnostiker. Es bedurfte großer Kämpfe, um das Judentum aus der Umschlingung dieses Traumgeistes zu befreien, der sich schließlich (echt gnostisch) gegen Bibel und Talmud kehrte. Auch in der gnostischen Welt des Verfassers würden wenige den Kern der Sache verstehen, und es würde sich auf dem Grunde der Weltabkehrung doch wieder eine Welt von höheren und niederen Heiligen mit der daraus herkommenden Herrschaft der Einen über die Andern herausbilden. „Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken — du bleibst doch immer, der du bist".

Dabei halte ich das vorliegende Werk für durchaus anregend, nur daß es die wahre Kenntnis der Gnosis nicht fördert. Wir wollen keine Verdammungsurteile und keine verzückten Lobgesänge in solchen Arbeiten vernehmen, sondern Tatsachen, die uns ein eigenes Urteil gestatten. Uns fehlt eine allgemein zugängliche Zusammenstellung der patristischen Aeußerungen über die Gnostiker, verbunden mit der Pistis Sophia und den anderen neugefundenen Texten. Vor allem müßten aus diesem Stoff klar und scharf die Auffassungen hervortreten, die eine Schule von der andern trennen, die Entwicklung der Gedanken vom Lehrer zum Schüler hin. Erst wenn wir solch eine Vorarbeit in Händen haben, ist durch Vergleich mit zeitgenössischen Gedanken die Möglichkeit da, hinter dem Gewand die Weltauffassung zu suchen. Das ist bisher noch ein frommer Wunsch.

Sollte Verfasser in einer zweiten Auflage nicht den Versuch machen? Umfangreich genug ist das vorliegende Buch dazu.

Dr. L. A. Rosenthal.

Theologischer Jahresbericht 1903. 23. Band. 7 Abteilungen zu je ca. 5 Mk. Schwetschke & Sohn. Berlin. 1904.

Der treue Berater, der dem Bibelforscher alle neuen Erscheinungen auf den Gebieten der vorderasiatischen Literatur und außerbiblischen Geschichte (1. Abt.), des alten (2.), des neuen Testaments (3.), der Kirchengeschichte (4.), der systematischen Theologie (5.) und der praktischen Theologie (6.) mit einem Register (7. Abt.) nennt und kennzeichnet, ist wieder da. Mit Hilfe dieser sieben Teile ist es möglich, das ganze weitschichtige Schrifttum zu übersehen, die neuen Entdeckungen, selbst einzelne sprachliche Erscheinungen und einzelne Bibelverse betreffend, zu prüfen, und gewiß werden ganze Werke uud wichtigere Besprechungen dem Leser nicht entgehen. Er erkennt die Verschiedenartigkeit der Auffassungen, die einer und derselben Bibelstelle zuteil werden, und diese gemeinsame rastlose Arbeit ist so recht geeignet, den Geist über sich selbst zu erheben und den Einzelnen auch fern von den Mittelpunkten des Forschens zum Mitglied einer großen, die ganze Welt umspannenden Gesellschaft zu machen. Und daß es immer wieder und wieder die Bibel ist, die den Mittelpunkt so vieler Bestrebungen ausmacht, wird ihn immer mehr festigen in der Schätzung des heiligen Buches, das, wie er sieht, durch die Forschung nur an Verehrern gewinnt und so seine innere Wirkung vertausendfacht!

Je mehr wir die wissenschaftliche Allseitigkeit dieses Werkes, seine klare Uebersichtlichkeit hervorheben müssen, desto weniger finden wir, was das Judentum betrifft, darin die ruhige unparteiische Stimmung, die jede wissenschaftliche Richtung beanspruchen darf. So wird Nestles Ausspruch, daß ein christlicher Forscher an der Jewish Encyclopedia wegen ihres jüdischen Tons eigentlich nicht mitarbeiten dürfte, an zwei Stellen ohne Bemerkung wiedergegeben. Die Altschülersche Vierteljahrschrift bringt den Berichterstatter zu der Ansicht, daß, wenn auch jüdische Gelehrte das Talmudische hauptsächlich behandeln, doch die Anordnung des Stoffes nur von Christen vorgenommen werden kann. Kann denn der Jude etwas ordnen? So lesen wir von semitisch-dithyrambischem Stil. Ich selbst kann mich über mangelnde Berücksichtigung nicht beklagen. Im vorigen Jahr wurde mein „Babel und Bibel" angeführt. Zugegeben wurde, daß ich von der Delitzschschen Bewegung nur Vorteile für die Bibel erwarte, „alles in rosigem Licht sehe" mit einem Ausrufungszeichen. Allerdings nur — weil ich die Sache nicht zu tief verstände. Denn ein jüdischer Beurteiler darf doch Delitzsch nur verdammen. Ich fand in dem leichtgebauten Vortrag leider weder Lobens- noch Verdammenswertes. Und eine Zeile darauf spricht der Berichterstatter dasselbe aus, wie ich, daß Delitzsch jedenfalls den Sinn für diese Fragen gestärkt hätte. Weshalb da bei mir das Ausrufungszeichen? In der Dogmatik kommt mein „Zurück zur Bibel!" vor. Da wird, was man sonst beim Juden nach unserem Jahresbericht nicht erwarten dürfte, zugegeben, daß ich die Bibelwissenschaft würdige; für die von mir geforderte Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Glauben wird die Formel vermißt. Wenn ich den Weg im Einzelnen zeichne, bedarf es der tötenden Formel nicht. Außerdem kommt mein „Bibel trotz Babel" vor. „Man erkennt darin geringen guten Willen", die Wirkungen des Christentums zu würdigen. Das heißt mit anderen Worten, in die Herabsetzung der Propheten einzustimmen. „So wenig der Neger seine Farbe verleugnen kann", so wenig unterlasse ichs, die Schrift durch den Talmud zu beleuchten. Diese Farbe verleugne ich nicht und bilde mir etwas darauf ein. Aber dort habe ich nur gezeigt, daß der Talmud die bibelkritischen Fragen gekannt hat, und das wird man mir nicht verdenken. Wenn gesagt wird, ich hätte Delitzschsche Hiebe gut pariert, so lehne ich das ab, denn da war nichts zu parieren, da der zweite Vortrag wissenschaftlich öde und inhaltlos ist. Nur das habe ich gezeigt. Nun merkt der Beurteiler, daß ich die Bibel nur „aus der Praxis" kenne. Auch gut und kein Unglück. Woher er nur die Unwissenschaftlichkeit bei mir merkt, da ich doch die meisten wissenschaftlichen Erscheinungen verfolge! Aber ich bin Jude, und der kann doch von Wissenschaft nichts in sich haben. Meinen Zitaten merkt mans an, „daß die Bibel die Bibel Jesu gewesen". Ist das auch ein Fehler? Endlich ist meine Schrift „eine der besseren aus jüdischen Kreisen", d. h. so weit ein Jude lichte Augenblicke haben kann. Verweise ich auf frühere Schriften, so nennt man das Wichtigtuerei. Natürlich jüdische Wichtigtuerei, wenn man es auch nicht sagt.

Das ist von Uebel, das kränkt, weil es unbegründet, weil es unwissenschaftlich ist. Das ist das berühmte Suchen zwischen den Zeilen, wenn man schon in den Zeilen nichts entdecken kann. Sprecht ihr Urteile aus, so begründet sie, und niemand hat was dagegen. Tadelt uns, und wir machen's besser. Aber dieses „Ins Herz schauen" ist doch eigentlich Gottes Sache.

Bis auf diesen bösen Punkt, den ich auf Wunsch bis ins Einzelne noch begründen will, ist das Werk ein verdienstvolles. Aber der Ton muß aus der Wissenschaft hinaus, oder sie hört auf, Wissenschaft zu sein.

Bemerkung. (Ueber das Wort „Agada".) In der zweiten Auflage der „Agada der Tannaiten" (Straßburg, Trübner) kommt Bacher zum Schlusse auf den Ursprung des Wortes „Hagada" zu sprechen. Dabei berührt er in lehrreicher Weise alle darüber vorhandenen Deutungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Und er führt den Nachweis, daß Hagada Nichts weiter ist, als was es ist — daß es nämlich nichthalachische Deutungen von Schriftworten bedeutet.

Für den Freund besonnenen und nicht überkühnen Forschens ist es anziehend, zu sehen, wie durch so viele Hände hindurch ein Begriff immer mehr und mehr erweitert wird, so daß der Spätere dann stets auf den Ergebnissen des Vorgängers fortarbeitet. Zuletzt kommt dann der eigentliche Fachmann, der den Gegenstand in all seiner Allseitigkeit durchdrungen, geht an die über den Urbegriff gelagerten Schichten neuer Ansichten heran, trägt sie ab und entdeckt dann, daß der ursprünglich einfache, stets damit verbundene Grundbegriff der richtige, weil allein unangreifbar ist. So gehen „alle Ströme ins Meer, und das Meer wird nicht voll,

denn von dem Urquell beginnen sie von Neuem zu strömen an.“ So wird es wohl auch hier sein.

Wir möchten damit von Neuem beginnen. Nicht etwa Bacher bezüglich der ursprünglichen Bedeutung widerlegen, wohl aber fragen, ob nicht noch ein Nebensinn mit dem Worte Hagada verbunden war. Wir finden, wie sich bei Bacher selbst zeigt, in den späteren Werken statt הגדה sehr viel אגדה; selbst in ältesten Zeiten bestehen beide Begriffe neben einander. Gerade bei dem mit Buchstaben und Gleichklängen spielenden Wesen der Hagada muß Jemand unbedingt einmal darauf gekommen sein, אגדה mit אגודה zusammenzubringen und es als „Verbindung von Deutungen“ aufzufassen. Gerade wenn Eleasar Hamudoï es in זרע גד angedeutet findet, so hat er mehr ein א als ein ה vorher ausgesprochen — das א' kann eher verschwinden, das ה' in diesem Falle kaum. Und wenn von den Agadisten mehrfach gesagt wird שמושכין etc., daß sie die Herzen mit sich fortziehen, und zwar כמים wie das Wasser, so hat man dabei einen sich fortbewegenden Quell im Auge, also das Zusammenhängende und darum Anziehende, was der damaligen Halacha noch nicht zukam. Denken wir nur einmal an die דורשי רשומו' oder חמורות, worauf die Gelehrten jenes Ortes (im Gegensatze zwischen רשום und אמת) den R. Levi hinwiesen (Bacher S. 472)! רשום ist wohl das Pointierte, vielleicht auch das Aufgeschriebene, da die Hagada geschrieben wurde. Was sind חמורות? Sie hängen gewiß mit חומר zusammen, daß wir gerade bei hagadischen Deutungen halachischer Satzungen finden. (S. Joch. ben Sakkai und R. Simon Mechilta Anfang Nesikin und R. Gamaliel zu Sotah 2. Parallelst.). Nun bedeutet חומר (z. B. חומרתא דפילון) soviel wie Bündel, Gewürzbündel, man käme auf den Begriff der Blumenbündel oder Kränze. „Laßt mich nur, ihr strengen Gelehrten, ich will eine Deutung nach Art eines חומר bieten,“ wie R. Gamaliel dort sagt, wäre dasselbe, wie wenn ein heutiger Professor seinen Vortrag unterbricht und sagt „Lassen wir einmal die Gelehrsamkeit! Ich will etwas aus einem dichterischen Blumenkranz oder einem Bouquett Euch zu riechen geben.“ חומר' heißt auch Ring, Wirbelbein — wir kommen immer zum Begriff des Verbundenen, der Kette. Die Halacha ordnete sich damals noch zumeist nach dem Seder Mikra, die Hagada war dasjenige, was Einzelblumen zum Bouquett, zum Kranze verband.

Und was ist denn die catena anderes?

Wenn nun auch der Urbegriff des Wortes Hagada nach Bacher mit Recht, „Nichthalachisches“ ist und bleibt, so ist der Nebensinn „Gedankenkette, Blumenkranz, Divan“ der Form der Hagada wegen nicht abzuweisen, und dies um so weniger, als man damals nicht sprachwissenschaftlich dachte, sondern dem Wortklange und der Empfindung folgte. Und ist, zumal wenn man an die jüngere Hagada denkt (z. B. an den Tanchuma), der Begriff der אגדה als אגודה nicht ein sehr treffender?

Bemerken möchte ich noch, daß merkwürdiger Weise zu Exodus 19_3 ותגיד לבני ישראל die דברי' הקשי' כגידי' sich entschieden auf die Halacha beziehen! Und da ist ein Hinweis auf Hagada sehr wahrscheinlich, und doch ist der Sinn auf Halacha angewandt. Ganz gegen alle Voraussetzungen.

Zu רשום wäre noch zu sagen, daß es die Art der Aufzeichnung von Hagadot bedeutet. Sabbat 12_3 sagt R. Jose לא חייבו שתי אותיות אלא משום רושם שכך היו כותבין על קרשי המשכן כו' es waren nur Werkzeichen, um die Zusammensetzung der Bretter daran zu erkennen. So gab es für die Hagada (bei dem Verbote, etwas aufzuschreiben) auch nur Merkworte in der ältesten Zeit. Wenn R. Chasda Chullin 60b zu seinem Schüler sagt: כתוב קניגי ובליסטרי באגדתיך, so schrieb dieser nicht die ganze Agada auf, sondern nur die angegebenen Merkworte. Das war nicht כתוב, sondern רשום. Spuren solcher uns rätselhaften oder nur dem Gegenstande nach, nicht mehr in der Ausführung zu erkennenden רשומות zeigen uns noch die Scheeltoth, z. B. in דרש' עשיר ועני ורשע הגיע שבע במרחשון oder מקץ: באין לדין etc., in dieser Zeit allerdings auch aufs halachische angewandt, wahrscheinlich auch als älteste Form für halachische סימנים.

Predigtumrisse.

I. Schemini Azereth.

Seelenfeier. Ueberblick über das gesamte Leben. Die Reihenfolge der Feste, dessen Spiegelbild:

Peßach, Frühling, Lenzesstreben der Fluren, gleicht der Kindheit mit ihren Empfindungen und Wünschen. Alles ist Hoffnung, Erwartung.

Sefira, Auch das Kind wünscht sich aus dem Glücke, das es nicht kennt, heraus und zählt die Tage bis zur höheren Reife und Freiheit.

Schebuothfest, Schönste Lebensjahre. Erste Erfolge des Daseins. Kraft- und Siegesbewußtsein. Wird es dauern?

Neunter Ab, Kampf, Zerstörung, Trümmer. Herbe Lebenserfahrungen, Enttäuschungen, zerknickte Hoffnungen, je mehr der Mensch ins Leben hineinkommt. Doch Nachmu Trost und Beruhigung.

Bußfeste, Böse Erfahrungen bringen Selbsterkenntnis, Ergebung in den Willen Gottes, Streben, durch Veredelung des eigenen Ich glücklich zu werden.

Sukkoth, Ernte des Lebens; Selbstbeschränkung (Hütte) Freude an dem Errungenen, Zufriedenheit (Lulab), Bitte um Möglichkeit der Aussaat, der Arbeit durch den Segen Gottes (Geschemgebet).

Seelenfeier, Andenken an die, welche in den verschiedenen Lebensaltern dahingegangen. Hinweis auf Thorafreude als Lebenszweck (Simchath Thora), Hoffnung auf Licht (Chanukah) und auf göttliche Gnade für unsere Lebenslose (Purim).

II. Sabbath Bereschith. (Neumondankündigung.)

Anfang Aboth V: בעשרה מאמרות.

Einl. Feste vorüber, Alltag mit der Arbeit da, der dauernden Freundin. Thora selbst zeigt Gott als Werkmeister, der sich seiner Schöpferarbeit freut.

Zehn Aussprüche zeigt die Schöpfungsgeschichte, denn בראשי' selbst ist ein Schöpferwort — wo ein Streben froh beginnt, ist der schöpferische Gottesgeist.

Zehn Aussprüche zeigen nicht das Sein, sondern das Werden. Aus dem Ungegliederten das Gegliederte, dann das Lebende, endlich das Bewußte. Aufwärts führt der Weg der Menschheit, nicht abwärts.

In die Dinge legte Gott die selbständige Triebkraft (תוצא הארץ etc.), auch besonders in den Menschen. So entsteht Frevel und Edelsinn. Die Edeln fördern den Schöpfungsplan (מקיימין), die Frevler stören ihn (מאבדין).

Wer sich selbst durch Tätigkeit entwickelt, entwickelt die Welt mit. Aus Einzelgeschöpfen besteht die Welt, aus Einzelmenschen Menschheit. Im Kleinen beginne das Gute, es wirkt dann unendlich im Großen.

Schluß. Freuen wir uns des Arbeitsschweißes, der uns veredelt und vergessen wir im Erdenwirken nicht der Religion, der Gesamtheit, des Geistigen, die Verbindung des höheren Strebens mit dem Irdischen möge uns leiten und beglücken.

Inhalt der Nummer 18.

Verantwortlicher Redakteur: Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Preußisch Stargard.
Druck von Arthur Scholem, Berlin.

Diese Einrichtung kann nun zu seltsamen Vorgängen führen. Es kommt vor, daß der berufene Mann sich in vollkommener Unkenntnis der hier in Berlin üblichen Gebräuche befindet und dadurch unliebsame Störungen im Gottesdienst veranlaßt; was aber besonders peinlich berührt, das ist die an Festtagen stets zu beobachtende Kumulierung der Ehren auf eine Person, 2 und 3 Mizwos hintereinander, das Herabsteigen und bald wieder das Heraufsteigen derselben Person entspricht nicht der Würde des Vorgangs.

So wäre es ja sogar angängig, daß Jemand die sämtlichen Mizwos in seinen Besitz bringt und damit sein gesamtes Personal beehrt.

Für die Berliner Gemeinde kann natürlich der Elös für die Mizwos nicht ins Gewicht fallen.

Ein der Würde der Gemeinde angemessener Verteilungsmodus ist anzustreben. Es müssen z. B. Männer berücksichtigt werden, die im Ehrendienst der Gemeinde tätig sind, und in jeder Gemeindesynagoge finden sich diese unter den Betern. — Von diesen müßten einige durchs Los zu den Mizwos bestimmt werden.

Ferner sind Anmeldungen von Gemeindemitgliedern zu berücksichtigen, wenn besondere Anlässe in ihren Familien sie zu solchem Verlangen geführt haben. — Endlich müßten durch Vorstandsbeschluß auch sonst um die Gemeinde verdiente Mitglieder durch eine Mizwo ausgezeichnet werden.

Den Synagogenvorständen dürfte es bei Berücksichtigung der dargestellten jetzigen Zustände nicht schwer fallen, ein neues Regulativ der Mizwos-Verteilung aufzustellen. S.

Die Grabgesänge.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Berlin, 26. September 1904.

Sehr geehrte Redaktion!

Bei Beerdigungen in unserer Gemeinde ist nachstehendes Repertorium von Grabgesängen in Uebung:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat;"
„Was von Staub, geht heim zum Staube;"
„Hier unten ist Friede;"
„Totenfeier," von Lewandowski;
„Schuwi Naffschi" (nach der Melodie Ki mizijaun), von Sulzer;
„Das Leben welkt wie Gras."

Bei Trauerfeierlichkeiten im Haus wird auf besonderem Wunsch auch der erste Teil aus der Seelenfeier gesungen.

Eine Aenderung und Reinigung dieses Repertoriums wäre, glaube ich, angezeigt.

Bei Grabgesängen sollte die jüdische Auffassung von Tod und ewigem Leben, von Auferstehung und Jenseits zum Ausdruck kommen. Hier das Rechte zu finden, wäre in erster Reihe wohl Sache des Rabbinats.

Ihr ergebenster C.

Die Politik.

(Edler Wetteifer.) Unter diesem Stichwort haben wir in voriger Nummer die „witzigen" Bemerkungen mitgeteilt, mit denen die „Nationalzeitung" unter zustimmendem Beifall der „Kreuzzeitung" ein von der „Russischen Telegraphen-Agentur" ausgehendes Dementi begleitet hatte. Das offiziöse russische Dementi besagte, daß in Kowno alles ruhig und nur vor einem Monat bei einer Schlägerei ein Jude in den Finger gebissen worden sei. — Von unterrichteter Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß das Dementi auf Schwindel beruht. In Kowno ist allerdings nichts passiert, wohl aber in Rowno. Die Vorkommnisse in Rowno haben sich tatsächlich so abgespielt, wie s. Zt. gemeldet worden. — Die „Nationalzeitung" hat eben Pech, wenn sie Witze machen will.

* * *

(Vertrauensforderung.) Der neue russische Minister des Innern hat nach offiziöser Meldung in einer Ansprache an Mitglieder der israelitischen Gemeinde Wilna gesagt: Da er mit ihren Bedürfnissen genau bekannt sei, sei er in der Lage, bei der demnächst bevorstehenden Bearbeitung der ernsten israelitischen Frage mit voller Kenntnis an diese heranzutreten. Von Seite der Israeliten erwarte er, daß sie volles Vertrauen den Regierungsmaßregeln entgegenbringen. Die Israeliten könnten völlig darüber beruhigt sein, daß er, an die Quelle der Gerechtigkeit, an die Seite des Zaren berufen, darüber wachen werde, daß ihnen immer Gerechtigkeit widerfahre.

Der neue Minister hat jedenfalls eine eigene Art von Mut bewiesen, als er den Juden von Wilna ansann, Vertrauen zu russischen Regierungsmaßregeln zu hegen.

* * *

(Judenverfolgungen in Rußland.) Die Ereignisse in Smjela, die zur Zerstörung mehrerer hundert jüdischer Läden und Wohnungen führten, trugen sich, wie der „Vossischen Zeitung" von durchaus zuverlässiger Seite geschrieben wird, folgendermaßen zu:

Eine Bäuerin hatte in einem jüdischen Laden ein Tuch gestohlen und wurde deshalb von dem Inhaber unter Schlägen hinausgeworfen. Sie lief auf den Markt und schrie: „Die Unsrigen — will sagen: die Christen — werden geschlagen!" Ohne sich von dem wahren Tatbestand zu überzeugen, stürzten sich die versammelten Bauern und Arbeiter auf die Läden und Häuser der Juden und zertrümmerten, was sie nicht fortschleppen konnten. Die Polizei nahm von den Vorgängen keine Notiz. Auch der zufällig anwesende Gehilfe des Kreishauptmanns, der den durchreisenden Metropoliten Flavian begleitete, leistete der Aufforderung, um Militär zu telegraphieren, erst drei Stunden später Folge. Als sich die Juden an den Metropoliten um Beistand wandten, fand dieser nichts Besseres für die Hilfesuchenden, als ihnen zu sagen: „Betet!" Wäre nur einer der um Hilfe Gebetenen eingeschritten, so wären die Bauern auseinandergegangen. So aber dauerte der Krawall die ganze Nacht hindurch. Am Montag morgen kamen ihren bedrängten Glaubensgenossen eine Schar junger Juden aus dem 24 Stunden entfernt liegenden Tscherkassi zu Hilfe. Sie vermochten die etwa 2000 Köpfe zählende Menge im Zaum zu halten, bis gegen Mittag ebenfalls aus Tscherkassi Militär eintraf. Der bloße Anblick der Truppen genügte, um die Plünderer zu verjagen. — Im ganzen sind 105 Personen der Teilnahme an den Plünderungen angeklagt und 89 von ihnen verhaftet, darunter auch fünf Vertreter der Intelligenz, nämlich: ein Realschüler, zwei Studenten, ein Kaufmann und der Notar! Ein Student Pawlow wurde im Augenblick verhaftet, als er einen Geldschrank zu erbrechen versuchte. Das ist dieselbe Intelligenz, die unter Bobrikow nach Finland russifizieren ging! Die Schuld aber trägt allein die Regierung, die durch die mittelalterliche Judengesetzgebung Juden und Christen demoralisiert.

Wochen-Chronik.

Wochen-	September / Oktober 1904	Tischri 5665	Kalender.
Freitag . . .	30	21	הושענא רבא Sabb. Anf. 5,37.
Sabbat . . .	1	22	קהלת ש׳ עצ׳ Sabb. Ausg. 6,27.
Sonntag . . .	2	23	שמחת ת׳
Montag . . .	3	24	א״חג
Dienstag . . .	4	25	
Mittwoch . . .	5	26	
Donnerstag . .	6	27	
Freitag . . .	7	28	Sabb. Anf. 5,21.
Sabbat . . .	8	29	בראשית (Neumondsweihe) ברכי נפשי Sabb. Ausg. 6,11.

Berlin, 26. September. (Wahlvorbereitung der Liberalen.) Der Vorstand des Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde zu Berlin hat an seine Wahlbezirksvorsteher und Vertrauensmänner nachstehendes Rundschreiben gerichtet:

„Berlin, im September 1904.

Die Repräsentantenwahlen finden im November dieses Jahres statt.

Die Repräsentanten werden auf sechs Jahre gewählt.

Aus dem Repräsentanten-Kollegium scheiden diesmal aus:

1) Professor Dr. S. Blaschke, Altonaerstr. 21 (liberal).
2) Kommerzienrat Julius Martin Friedländer, Bellevuestr. 8 (liberal).
3) Professor Dr. Ludwig Geiger, Schaperstr. 8 (liberal).
4) Berthold Israel, Hohenzollernstr. 7 (konservativ).
5) Professor Dr. Leopold Landau, Sommerstr. 2 (konservativ).
6) Moritz Manheimer, Tiergartenstr. 5a (liberal).
7) Ad. Mayer, Derfflingerstr. 16 (liberal).
8) Syndikus Dr. Georg Minden, Kleiststr. 1 (liberal).
9) Direktor Isidor Sachs, Luitpoldstr. 7 (konservativ).
10) Stadtverordneter Louis Sachs, Brücken-Allee 1 (liberal).
11) Stadtrat Dr. Max Weigert, Kielganstr. 2 (liberal).

Die im Repräsentanten-Kollegium noch weitere 3 Jahre verbleibenden 10 Herren (und die Stellvertreter) sind sämtlich konservativ.

Wenn bei den diesjährigen Wahlen die Liberalen nicht die Majorität erhalten, wird das Repräsentanten-Kollegium nur aus orthodoxen Mitgliedern zusammengesetzt sein, und die Entwicklung der Berliner jüdischen Gemeinde würde nicht nur einen Stillstand, sondern einen folgenschweren Rückschritt erleiden.

Es ist deshalb erforderlich, daß diesmal nur liberale Mitglieder in die Versammlung gewählt werden.

Persönliche Zuneigung zu den ausscheidenden 3 konservativen Mitgliedern, so achtbar und angesehen sie auch sind, wird zurückzudrängen sein, denn es gilt nicht die Person, sondern die Sache, und die Wiederwahl auch nur eines konservativen Repräsentanten gibt der Gegenpartei die Majorität.

Außer den 11 Repräsentanten werden 5 Stellvertreter auf 6 Jahre und 1 Stellvertreter auf 3 Jahre zu wählen sein.

Die Gemeinde zählt diesmal ca. 23000 stimmfähige Mitglieder; im Jahre 1901 waren es ca. 18000 Mitglieder, von denen ca. 7800 sich an der Wahl beteiligt haben.

Die Liberalen haben während ihrer Tätigkeit im Repräsentanten-Kollegium 1899 bis 1902 folgende Resultate zu verzeichnen.

Sie haben zwei Rabbiner Dr. Blumenthal (liberal) und Dr. Eschelbacher (konservativ) und Dr. Warschauer als Prediger gewählt.

Sie haben zwei neue Religionsschulen errichtet, die VI. in der Oderbergerstraße und die VII. in der Annenstraße.

Sie haben für Erweiterung des jüdischen Religionsunterrichts an den höheren Lehranstalten gesorgt und haben die Ausdehnung des Religionsunterrichts auch auf die unteren Klassen herbeigeführt.

Sie haben die neue Alters-Versorgungsanstalt in der Exerzierstraße im Sinn ihrer Stifterin eingerichtet.

Sie haben die Gemeinde-Bibliothek (Oranienburgerstr. 60/63) begründet.

Sie haben in allen Kommissionen der Gemeinde, in der Armen-Kommission, in der Fürsorge- und Subventions-Kommission, sowie in der Verwaltung des jüdischen Krankenhauses, der Alters-Versorgungsanstalt, der Waisenhäuser und des Siechenhauses tatkräftig gearbeitet und die Verwaltung im Sinne aller Gemeindemitglieder geführt.

Unter der Herrschaft der Orthodoxen 1902—1904 ist ein Stillstand auf allen Gebieten eingetreten.

An Stelle der liberalen Mitglieder wurden in die Ausschüsse, Verwaltungskommissionen und Vorstände der Gemeindeanstalten fast ausschließlich Orthodoxe gewählt, auch wenn sich die Liberalen noch so gut bewährt hatten, und allerseits (selbst von den Orthodoxen) anerkannt werden mußte, daß sich gegen die Verwaltung der Hinausgewählten nicht das Geringste einwenden ließ.

Der Gottesdienst wurde rückwärts revidiert.

Das Gebetbuch für die Neue Synagoge und seine Uebersetzung schien plötzlich unbrauchbar und soll „verbessert" werden.

Ein Jugendgottesdienst am Sabbat Nachmittag nach altem Ritus wurde eingerichtet, ja man will auch für die hohen Feiertage einen Jugendgottesdienst nach altem Ritus einrichten und die Agende, die gegenwärtig im Gebrauch ist, zurückrevidieren.

Den deutlichsten Beweis aber, wohin wir bei der Herrschaft der Orthodoxen gelangen, liefert ihr Beschluß, in der neuerbauten Synagoge in Berlin N., Rykestraße, einen Gottesdienst ohne Orgel einzurichten, obgleich der Vorstand einmütig für die Orgel gestimmt hatte und die Rabbiner vom Standpunkt der Religion nichts gegen die Benutzung der Orgel einzuwenden hatten.

Die seit 40 Jahren in Berlin gebauten Synagogen haben Orgelbegleitung, die orthodoxen Repräsentanten hielten das nicht mehr für zeitgemäß und lehnten die Orgel ab.

Dieser Beschluß hat in den weitesten Kreisen der Wähler berechtigte Entrüstung hervorgerufen; er bezeichnet aber nur den Anfang auf der abschüssigen Bahn, die die Orthodoxie betritt.

Wenn erst die Konservativen die Alleinherrschaft im Repräsentanten-Kollegium besitzen, werden weitere orthodoxe Maßnahmen folgen.

Daß es ihnen allein auf die Erlangung der Macht ankommt, haben die Orthodoxen am besten dadurch gezeigt, daß sie sich die Majorität auch in der Subventions-Kommission gesichert haben, und daß sie für alle diejenigen Synagogen-Vereine mit großem Eifer eintreten, von denen sie eine Hilfe bei der Wahl für sich erhoffen. Denjenigen Synagogen-Vereinen, von denen sie annehmen, daß sie auf orthodoxem Boden stehen, oder deren Mitglieder sie in der überwiegenden Anzahl für orthodox halten, haben sie eine höhere Subvention gewährt, als sie früher erhalten hatten und der Vorstand der jüdischen Gemeinde nach pflichtgemäßer Abwägung der einschlägigen Verhältnisse für notwendig oder zweckmäßig hielt. Es ist ganz klar, daß sich die Orthodoxen auf diese Weise für die Wahl eine Hilfstruppe in den Mitgliedern jener Synagogen-Vereine schaffen wollten. Wir hoffen aber, daß sie sich hierin geirrt haben, und daß wenigstens ein Teil der Mitglieder jener Vereine sich ihnen nicht anschließen wird.

Der Vorschlag der Liberalen: versuchsweise in einer Synagoge eine feierliche Andacht am Sonntag Vormittag einzurichten, hat zu Mißdeutungen und Entstellungen unserer Absichten geführt. Unsere Gegner verbreiteten, „wir wollten den Sabbat abschaffen oder auf den Sonntag verlegen".

Wir haben niemals etwas derartiges beabsichtigt und wiederholt das Gegenteil versichert; da aber die überwiegende Mehrheit der Gemeindewähler sich gegen unsern Vorschlag ausgesprochen hat, so werden wir ihn aus unserm Programm streichen. Wir werden in unserm Wahlaufruf die Wähler hiervon in Kenntnis setzen und ersuchen Sie ganz besonders dahin zu wirken, daß nicht die Gegner wieder wie bei der vorigen Wahl unsere deutlich ausgesprochene Absicht in das Gegenteil verkehren, um für sich Vorteile herauszuschlagen.

Die Liberalen werden nach wie vor dafür Sorge tragen, daß in der Verwaltung unserer Gemeinde alle Fragen so erörtert und gelöst werden, wie es dem Wesen des Judentums und dem Geist der Neuzeit entspricht.

Der Gottesdienst muß so eingerichtet werden, daß er den Forderungen aller Gemeindemitglieder gerecht wird.

Das Verständnis für den Gottesdienst und die Fähigkeit, sich an ihm zu beteiligen, muß durch einen planmäßig erteilten Religionsunterricht erworben werden.

Alle Institute und Einrichtungen der Gemeinde sollen so geführt werden, daß sie mustergiltig für alle Gemeinden Deutschlands sind.

Die diesmalige Wahl der Repräsentanten ist sonach für unsere Gemeinde und für sämtliche Gemeinde-Mitglieder von großer Bedeutung. Wir bitten unsere liberalen Mitarbeiter schon jetzt alle ihre Freunde und Bekannten darauf hinzuweisen, daß sie sich von der diesjährigen Wahl nicht ausschließen dürfen, damit den liberalen Repräsentanten die Wahl gesichert werde.

Die bei weitem größere Zahl unserer Gemeindemitglieder ist liberal, aber nicht der vierte Teil der Liberalen nimmt an der Wahl teil, während die Orthodoxen Mann für Mann an der Urne erscheinen.

Es ist von größter Wichtigkeit, die Wähler darauf aufmerksam zu machen, daß sie den ihnen vom Vorstand der Gemeinde zugehenden offiziellen Stimmzettel sorgsam aufheben. Nur derjenige darf an der Wahl teilnehmen, der diesen Stimmzettel besitzt. Für verlorene Stimmzettel gibt es vor der Wahl nur schwer einen Ersatz.

Es gilt, unser liberales Judentum zu erhalten und zu fördern, es gilt zu verhüten, daß die Verwaltung unserer Gemeinde ganz in die Hände der Orthodoxen gelange.

Darum erbitten wir Ihre tätige Mithilfe, und wir hoffen, den Liberalismus wieder zum Siege zu führen."

Viel magerer konnte das Rundschreiben inhaltlich unmöglich sein. Wie kläglich gering muß die Tätigkeit der Liberalen gewesen sein, wenn unter ihren Verdiensten angeführt wird, daß sie die neue Altersversorgungsanstalt in der Exerzierstraße „im Sinn ihrer Stifterin eingerichtet haben". Wie kläglich klein ist ihr Gesichtskreis, wenn sie über das Fehlen der Orgel in der Rykestraße-Synagoge so knabenhaft greinen können!

Berlin, 25. September. (Fürsorgeverein für hilflose Kinder. E. V.) Nachstehender Aufruf, dessen Inhalt durch den Unterzeichner Herrn Rabbiner Dr. Eschelbacher verbürgt wird, ist uns zugegangen: „Der Fürsorgeverein für hilflose jüdische Kinder nimmt sich unserer kleinen Glaubensgenossen an, wenn die Mutter ihnen durch den Tod entrissen oder durch Krankheit oder Not verhindert wurde, für ihre Pflege das Notwendigste zu beschaffen. Diese zarten Wesen sind, kaum ins Dasein getreten, fast sicherem Untergang geweiht, wenn liebevolle und gewissenhafte Pflege nicht schnell gefunden werden kann. Die erste Hilfe gewährt jetzt der deutsche Verein für Kinderasyle. Seine Musteranstalt — Martin Lutherstraße 55 — die, für Kinder aller Konfessionen bestimmt, wir dem einträchtigen Zusammenwirken unserer Glaubensgenossen mit unsern christlichen Mitbürgern verdanken, hat während des ersten Jahres ihrer Wirksamkeit schon mehr als hundert Säuglingen eine Zufluchtsstätte gewährt. Aber dieser Verein kann nur in der ersten Zeit der Not helfen. Er muß, damit seine Anstalt nicht überfüllt werde, für neue Schützlinge möglichst bald nach ihrer Kräftigung ein neues Heim suchen, ein neues Elternhaus, in dem sie heranwachsen. Bei dieser Fürsorge helfen ihm mit außerordentlicher Bereitwilligkeit die Behörden. Auch private Wohltätigkeit muß oft eingreifen, weil bei den eigenartigen Verhältnissen der Eltern diese nicht immer zur Zahlung herangezogen werden können. Für evangelische Kinder sorgen u. a. die Anstalt „Zionshilfe" und die Geschäftsstelle der evangelischen Mission; die katholischen Kleinen nimmt die Anstalt der Dominikaner in ihre Obhut. Traurig ist es bis jetzt um die armen Kleinen unseres Glaubens bestellt. Für die Pflege der Kinder im zartesten Alter ist keine Stätte vorhanden. Unsere Gemeinde besitzt keine Organisation, um Kinder zartesten Alters sofort in Pflege zu nehmen; für Kinder von Ausländern darf sie selbst nicht immer Geldmittel gewähren, um zu helfen. Und doch verdienen auch diese Kleinen unser tiefstes Mitleid. Die armen jüdischen Auswanderer sind aus ihrer Heimat vertrieben und fliehen oft nur mit dem Allernotwendigsten, um für das Teuerste, das sie besitzen, für Weib und Kind, das nackte Leben zu retten; sie kommen auf ihren mühseligen Wanderungen häufig genug durch unsern Ort. Erkrankt nun die abgehetzte, körperlich und geistig gebrochene Mutter oder erliegt sie gar den übermenschlichen Anstrengungen, was wird dann aus ihrem Säugling? Unsere Glaubensgenossen treten in solchen Fällen herzzerreißenden Elends an uns heran und setzen ihre letzte Hoffnung auf uns. Sollen wir uns an die Heimatbehörden dieser Aermsten wenden, damit die Kinder zurückgebracht werden an die Stätten der Greuel, denen sie kaum entflohen sind?! Nein, wir wollen, wir müssen nach den Gesetzen unserer Religion helfen! Was andere Religionsgemeinschaften für die Angehörigen ihres Glaubens bereits getan haben, das wollen wir Juden für die Kinder unseres Glaubens auch tun! Wir wollen für die hilflosen jüdischen Kleinen, denen der „Deutsche Verein für Kinderasyle" eine erste Zuflucht bietet und (soweit unsere Mittel reichen), auch für andere jüdische Kinder die Fürsorge übernehmen, damit sie zu wackeren Menschen, zu tüchtigen Mitgliedern unserer Glaubensgenossenschaft heranwachsen. Das ist der Zweck unseres Vereins. Helft uns, unser Vorhaben auszuführen. Dies kann selbst mit dem kleinsten Scherflein geschehen!"

Berlin, 26. September. (Geheimer Sanitätsrat Dr. Adolf Abraham.) Nach mehrmonatlicher Krankheit ist der hochgeachtete Geheimrat Dr. Adolf Abraham in der Nacht zum 22. September sanft entschlummert. Er hat ein Alter von 78 Jahren erreicht. Seit fünfundfünfzig Jahren übte er seinen Beruf als Arzt aus; er erfreute sich seines echt humanen Wesens wegen überall ungemein großer Beliebtheit. Der Verstorbene war eine liebenswürdige, wohlwollende Natur, und gern spendete er aus seiner reichen Habe, wo die Notleidenden sich an ihn wendeten. Er gab mit stets freundlichem Antlitz. Er sorgte mit besonderer Liebe für die studierende Jugend.

Frankfurt a. M., 26. September. (Neue Synagoge.) Die israelitische Religionsgesellschaft errichtet an der Fried-

berger Anlage einen monumentalen Synagogenbau. Zur Erreichung künstlerischer Entwürfe, die auf die schwierigen Platzverhältnisse Rücksicht zu nehmen haben, wurde eine Konkurrenz ausgeschrieben. Im ganzen sind 130 Entwürfe eingegangen. Die neue Synagoge soll 1600 Sitzplätze fassen, sie wird demnach der größte Bau dieser Art in Frankfurt werden.

London, 26. September. (Grober Unfug.) Unter der etwa 18 000 Köpfe zählenden jüdischen Kolonie im Ostende von London kam es bei Gelegenheit des Versöhnungstags zu tumultuösen Auftritten, die ein großes Polizeiaufgebot notwendig machten. In der Kolonie befindet sich eine Anzahl sozialistischer Juden, die bei den orthodoxen Juden wegen ihres in religiöser Hinsicht provozierenden Verhaltens Aergernis erregen. Es war bereits früher zwischen den Sozialisten und den orthodoxen Juden fast täglich zu Streitigkeiten gekommen, die sich am Sonntag auf dem Markt zu Spitalfields zu einer regelrechten Prügelei zuspitzten. Am Montag nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr wurden die Unruhen noch größer. Tausende von Juden gingen durch die Straßen, als die sozialistischen Juden, um jene zu reizen, einen Wagen mit Lebensmitteln durch die Menge der Fastenden fuhren. Die orthodoxen Juden stürzten sich auf den Wagen, während die anderen Juden sich in den sozialistischen Klub flüchteten, aus dessen Fenstern sie ein Bombardement mit Flaschen auf ihre Angreifer eröffneten. Es kamen verschiedene, glücklicherweise jedoch nicht schwere Verletzungen vor. Der ganze Distrikt war bald in Aufruhr. Die Häuser der bekanntesten Sozialisten wurden mit Steinen beworfen. Eine starke Polizeitruppe räumte die Straßen und nahm mehrere Verhaftungen vor. Die Ruhestörer wurden tags darauf in Polizeistrafen genommen. — Die Schuld an den betrüblichen Vorgängen liegt ganz und gar bei den „Aufgeklärten", die ihre „Aufklärung" den Orthodoxen aufzwingen, zu mindesten aufdrängen wollten. Sie ließen durch ihre Leute den Fastenden freie Speisung anbieten, kamen mit brennenden Zigaretten in die Vorhöfe der Synagogen, kurz, sie benahmen sich so provozierend frech, daß es fast ein Wunder gewesen wäre, wenn es nicht zu Prügeln kam. Gleichwohl ist dringend zur Aufrechterhaltung der Ruhe zu vermahnen. Wenn unerzogene Menschen sich rüpelhaft benehmen, so ist es doppelt verdienstlich, Würde und Haltung zu bewahren und dadurch die Verirrten zu beschämen.

Paris, 22. September. (Synagogeneinweihung in Biarritz.) Vor dem Roschhaschanahfest ist in Biarritz die erste Synagoge eingeweiht worden, die in diesem auch von Ausländern sehr beliebten Badeort errichtet ist. Die Synagoge ist fast vollständig aus freiwilligen Spenden erbaut worden. Die Hauptspender, Herr und Frau Lazare von Poliakoff, waren verhindert, zur Einweihung aus ihrer russischen Heimat nach Biarritz zu kommen, doch haben mehrere Mitglieder ihrer Familie der Feier beigewohnt, darunter die Herren Jacques und Dr. J. von Poliakoff, Leon Brodzki und Baron und Baronin A. Hirsch de Gereuth. Die Weihepredigt hielt der Grandrabbin aus Bayonne. Das Gebäude ist in romanischem und orientalischem Stil gehalten und liegt in einem der vornehmsten Stadtviertel. Der Almemor, der Thoraschrein, die Leuchter und die Thorarollen sind sehr alt, sie stammen aus der längst zerstörten alten Synagoge zu Peyrehorade.

Amsterdam, 25. September. (Synagoge in Niederländisch-Indien.) In Batavia, der Hauptstadt der Insel Java soll demnächst eine Synagoge gebaut werden, die schon längst als dringendes Bedürfnis empfunden worden ist. In Niederländisch-Indien leben im Ganzen 4000 Juden, ein großer Teil davon in Batavia. Die neue Synagoge soll 20 000 Gulden kosten; rund 15 000 Gulden sind bereits gesammelt, den Rest hofft man durch ein Wohltätigkeitsfest zusammenzubringen, so daß mit dem Bau bald begonnen werden kann.

New York, 15. September. (Ueberführung von Thorarollen.) Die jüdische Gemeinde Abath Jescharim ist aus ihrer alten Synagoge in Hesterstreet ausgezogen und nach dem neuerbauten Gotteshaus in Rivingtonstraße übergesiedelt. Die Ueberführung der Thorarollen hat in feierlicher Prozession stattgefunden. Um alle etwaigen Ruhestörungen zu vermeiden, hatte das zuständige Polizeirevier 300 Polizisten zum Schutz des Zuges zur Verfügung gestellt, der auf dem ganzen Weg das lebhafteste Interesse des Publikums erregte.

New York, 12. September. (Rabbiner Dr. Hermann Baar.) Der vormalige Direktor des hiesigen jüdischen Waisenhauses, Rabbiner Dr. Hermann Baar, ist nach vollendetem 78. Lebensjahr gestorben. Er war von Geburt Deutscher, hatte an der Universität Jena studiert und nach dem Abschluß seines Studiums in Deutschland als Volksschullehrer gewirkt. Dann kam er als Rabbiner an die Synagoge in der Seelstraße in Liverpool, wo er nur zwölf Jahre im Amt blieb, weil er nach längerer Krankheit das Klima dieser Stadt nicht vertragen konnte. Er ging nach Amerika, fungierte hier erst in Washington dann in New York als Rabbiner und wurde 1876 zum Direktor des Waisenhauses gewählt, dem er bis vor wenigen Jahren vorstand und das unter seiner Leitung vorzüglich gedieh und vorwärts kam. Nach seiner Pensionierung widmete Dr. Baar sich der Schriftstellerei und hat verschiedene Bücher über Kindererziehung veröffentlicht. Erst kurz vor seinem Ableben vollendete Dr. Baar den dritten Band seiner biblischen Geschichte für Kinder.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Sämtliche Paramente und die Vorsängerdecken in der neuerbauten Synagoge Rykestraße sind in kostbarer Gold- und Silberstickerei von der Kunststickerei-Anstalt der Geschwister Bleichrode, Berlin S., Prinzenstraße 32, ausgeführt worden. — Zum Inspektor des Caspar Lachmannschen Provinzial-Waisenhauses in Graudenz ist der bisherige Lehrer und Erzieher an der Erziehungsanstalt in Ahlem, Herr Max Blumenfeld, einstimmig gewählt worden. — In Nikolajew (Gouvernement Cherson) brach in der Synagoge infolge blinden Feuerlärms eine Panik aus. Alles drängte dem Ausgang zu, wobei viele Menschen, namentlich Frauen, schwer verletzt wurden. Die meisten erlitten Arm- und Beinbrüche, anderen wurde der Brustkasten eingedrückt. — Am 26. September ist der Rittergutsbesitzer Isidor Rohr auf Langguhle, ein hochverdienter und überaus tüchtiger Mann, gestorben.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von **C. Berg.**

(Fortsetzung.)

Von der „Nebelkrähe" herab hatte man einen romantischen Ausblick: drüben hinter den Wiesen schlängelte sich das Weißwasser, ein lustiger kleiner Bach, der sich leider im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, sehr unnütz machte und dann viel Schaden anrichten konnte. Zur Linken breiteten und streckten sich blühend und prangend, so weit sie das Auge erreichte, eine Baumschule und eine weit und breit berühmte Kunstgärtnerei, die der Fürst von Leuchtenburg auf seine Kosten unterhielt, und in der Mitte lag der stille Gottesgarten, und Blumenduft und Vogelgezwitscher stieg von ihm in die Höhe. Pfarrer Krause hatte

den Gipfel des Hügels erreicht und weidete sein Auge mit Behagen an der hübschen Landschaft.

Nun begab der Pfarrer sich an die „schöne Aussicht", eine bescheidene Moosbank, die sich um einen künstlichen Felsen zog — der „Verschönerungs-Verein" in Freystadt hat diese Sitzgelegenheit geschaffen und ihr den imponierenden Namen verliehen — ließ sich darauf nieder und wartete. Seine Mutter hatte dem Pfarrer gesagt, daß Posthuma alltäglich diesen Weg nehme; hier mußte sie vorüberkommen, denn außer über den Hügel war es unmöglich, den Friedhof zu erreichen. Sie hätte denn den Leuchtenburger Park entlang den Weg nach den Gärtnereien wählen müssen; aber das tat Posthuma niemals: die alte Krausen war über Tun und Lassen der einsamen Frau gut orientiert. Und da kam sie auch schon den Berg herauf. Der Pfarrer wußte, daß diese schwarzgekleidete Gestalt keiner andern angehören könne, und es tat ihm beinahe weh. Diese bleiche, nach vornüber gebückte Frau, die schleppenden Ganges müde dahinschlich, sollte die einst so schöne, anmutige Posthuma sein? War das die nämliche Posthuma, für die er einst als Sekundaner so glühend geschwärmt, daß er „das Dichten kriegte", wie seine Mutter in heller Verzweiflung über den zerstreuten, veränderten Sohn einmal geklagt. Ja, wie eine störende Kinderkrankheit war die Versewut über den sonst so fleißigen Jungen gekommen; zwei, drei Notizbücher wurden vollgekritzelt mit Liedern à la Mirza-Schaffy, in denen es von Sternenaugen, Feenhändchen, Elfenfüßchen wimmelte, und worin der Verbrauch von Korallenlippen und Perlenzähnen auf eine unglaubliche Höhe stieg.... Pfarrer Krause erinnerte sich mit leisem Schauder an das größte Verbrechen seines Lebens: in schlaflosen Nächten hatte er ein Drama verübt, „Die schöne Jüdin", ein entsetzliches Rührstück mit Liebe, Eifersucht, heimlichem Uebertritt, heimlicher Entführung und — öffentlichem Ausgelachtwerden; denn sein Ordinarius hatte einen der sechs Akte des Dramas statt eines deutschen Aufsatzes versehentlich empfangen und den unglücklichen Dichter mit drei Stunden Karzer honoriert. Und er sah noch heute den langen, hageren Professor vor sich, sah das mokante Zucken um Augen und Mundwinkel des Gefürchteten und hörte die von infernalischem Lachen begleitete Donnerstimme: „Es ist weniger wegen der Schändlichkeit des Unternehmens, Krause, als um die Erbärmlichkeit der Verse willen". Hernach, in der Studentenzeit stahlen sich andere schöne Mädchenbilder in sein Herz. Zwei Jahre studierte er bereits Philologie, da hatte eine große, böse Krankheit ihn befallen, und als er endlich, nach schwerer Zeit davon genas, war er ein sehr ernster Mensch geworden, dem nur noch ein Ziel vor Augen schwebte: sich der Kirche zu weihen. Darauf hatte er aller weltlichen Lust und Liebe entsagen gelernt. Wie ihm, dem Fünfziger, heute jene süße, erste Jugendeselei so greifbar deutlich vor die Seele trat! Denn die Frau, die da in gebückter Haltung mit müden Schritten näher kam, was hatte sie noch gemein mit dem reizenden, frischen Backfisch, dessen Anblick einst seine Herzschläge beschleunigte?... Jetzt schlug sie den großen, schwarzen Schleier zurück, um sich die Augen zu trocknen; deutlich erkannte er die ehedem so weichen Züge, die mehr der Gram als die Zeit geschärft hatte, und der Anblick ihres bleichen, eingefallenen Gesichts erschütterte ihn tief. War er nicht ein Priester? Hatte er nicht das Recht, die Unglücklichen zu trösten, auch wenn ihre Seelen sich nicht zu seiner Kirche bekannten?

„Guten Tag, Frau Stahl", redete er sie freundlich an, „ich bin Pfarrer Krause."

„Guten Tag, Herr Pfarrer."

Schon wollte Posthuma mit einer leichten Verbeugung an ihm vorübergehen, aber der Pfarrer sprach weiter mit sanfter Stimme, deren wohlmeinender Herzlichkeit nicht zu widerstehen war: „Sie sollten auf dieser Bank hier ein wenig Rast halten, Frau Stahl. Die vielen spitzen Kiesel, mit denen der Hügel besät ist, machen, daß den Steigenden schnell die Füße wehe tun".

„Ich danke", erwiderte Posthuma kühl, „ich habe keine Empfindung für körperliche Schmerzen."

„Wie gesund müssen Sie sein, um das sagen zu können!" sprach der Pfarrer lächelnd.

„Es liegt mir sehr wenig an meiner Gesundheit", entgegnete Posthuma gereizt; „ich bin durchaus nicht so kräftig, wie Sie annehmen könnten, aber wenn ich es auch wäre, so würde ich es doch vorziehen, dieser Kräfte schnellstens ledig zu werden, denn es ist mein innigster Wunsch, krank zu werden und bald zu sterben."

Sie sprach hastig und sah ihn fast feindselig an; dennoch drückte der Pfarrer leise, wie man es mit einem sehr leidenden und widerspänstigen Kind tut, die große Frau auf die Moosbank nieder: „Sie sollen erst einmal sitzen und dann mir Rede stehen, Sie böse, böse Frau! Wissen Sie wohl, daß Ihre Worte sehr unverständig und sündhaft waren?" sprach er und fuhr nachdrücklich fort: „Sonst pflegten die Frauen Ihres Glaubens gefügiger in den Willen des Ewigen zu sein".

„Möglich", sagte sie trocken, „aber ich richte mich niemals nach andern. Ich stand immer außer der Reihe."

„Aller Menschen Schicksal ist untereinander verknüpft; ich meine, nach den Geboten der Menschenliebe hat keiner das Recht, sich ganz seinen Nebenmenschen zu entziehen." Er versuchte, in ihren Blicken die Wirkung seiner Worte zu lesen, aber Posthuma hielt beharrlich die Augen zu Boden gesenkt, und eine schneidende Kälte lag in ihrer Stimme, als sie antwortete: „Ich hasse die Menschen nicht. Ich bin nicht einmal eines echten Hasses mehr fähig. Die Menschen sind mir gleichgiltig; auch ist mir durch sie das Aergste nicht gekommen."

Der Pfarrer rieb sachte die Rücken seiner Hände gegeneinander. Es war dies eine Bewegung an ihm, die er, ohne es zu wissen, ständig machte, wenn er im besten Zuge schien, einen verstockten Sünder völlig zu überrumpeln. Und vorsichtig fragte er: „Hatten Sie niemals Ursache zur Dankbarkeit gegen Gott?"

„Nein! Denn das Beste, was ich besaß, hat Gott mir genommen."

„Aber wiegt die Erinnerung an das Glück des Besitzes nicht den Schmerz über Ihren Verlust auf?"

„Nein, nein, nein!" Sie barg das Gesicht in die Hände und schluchzte: „Geben Sie es auf, mich zu trösten, Herr Pfarrer, Sie hatten nie ein Kind!"

Hatte sie ihm weh tun wollen? Einen Moment blickte er sie zornig an, dann glätteten sich blitzschnell seine Züge. „Meinen Sie nicht, daß die noch übler daran wären, die nie das Glück gekannt, ein Kind zu besitzen?" Und als sie halb ungläubig auffah, fuhr er sehr ruhig fort: „Ich spreche ganz unpersönlich, da ja einem Priester alles irdische Wünschen fremd sein muß; aber ich kenne unzählige kinderlose Frauen, die Sie um Ihren Schmerz beneiden mögen. Warum suchen Sie nicht Trost in den Büchern ihrer Religion, Frau Stahl? Lesen Sie die Bibel, lesen Sie das Buch Hiob."

„Hiob", fuhr Posthuma auf, „war ein Selbstsüchtling. Er konnte den Verlust seiner Freunde, ja, den Tod seiner Kinder ertragen, aber über den eigenen kranken Leib jammerte und wehklagte er... Nein, Herr Pfarrer, eine Frau, eine Mutter wird diesen Hiob niemals begreifen."

„Irren Sie nicht? Sollte selbst Schmerzenerleidenmüssen nicht auch ein Furchtbares sein? So erinnern Sie sich an den frommen Erzvater, der auf des Herrn Geheiß seinen Knaben auf den Opferaltar legte!"

„O, Herr Pfarrer, von einer Mutter hätte Gott dieses Opfer nicht verlangt."

Ein verstohlenes Lächeln huschte über sein gutes Gesicht: diese Frau machte es ihm nicht leicht, ihren Starrsinn zu beugen. „Es scheint, daß Ihnen das Verständnis für heroische Taten in diesem Sinn abgeht, Frau Stahl. Ich mag und kann nicht mit Ihnen rechten, doch meine ich, die Art, wie Sie ununterbrochen Ihrem Schmerz nachhängen, ist unmenschlich und — rund heraus gesagt — sündhaft".

„Ich kann wie Kain sagen: Meine Strafe ist größer, denn daß ich sie ertrage", unterbrach sie ihn rauh. „Ich bin für alle Sünden, die ich jemals begehen könnte, auf das Bitterste im voraus gestraft. Was kann mir der Himmel noch auferlegen?"

„Sie haben noch eine Tochter", mahnte der Pfarrer leise.

„Ich habe sie ihrem Mann gegeben. Ein verheiratetes Kind gehört uns nur noch mit halbem Herzen an. Das Beste, das Köstlichste, was ich mit ganzer Seele unendlich geliebt habe, das liegt in der Erde."

Posthuma stand auf und schickte sich an den Berg hinabzugehen; der Pfarrer schritt gemessenen Schritts neben ihr her und redete zu ihr viele tröstliche Worte. Er sprach davon, daß schon die frommen Heiden den Ausspruch taten, wen die Götter lieben, der stirbt jung. Und daß es dem Sterblichen nicht zieme, den Willen des Höchsten ergründen zu wollen, da hierzu menschliche Vernunft und Erkenntnis zu hinfällig sei. Und daß ihr Sohn gestorben als ein Glücklicher, geliebt von den Menschen, ohne Neid und Haß und Enttäuschungen kennen zu lernen, unentstellt durch Krankheit und Zeit, an Seele rein, die Freude der Seinen, in deren Erinnerung er wie eine schöne Lichtgestalt fortleben werde. Ob Posthuma nie gedacht, daß es den geliebten Sohn betrüben müßte, könne er sehen, wie endlos sie sich um ihn härme? Und daß auch des am kritischsten veranlagten Menschen rühmenswerteste geistige Tat Unterwerfung in den göttlichen Willen sei? . . . Mit welchem Recht sie eine Sonderstellung unter den Menschen verlange? Ob sie glaube, daß der Satz nicht auch für sie geschrieben stehe: „Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden?" Aber nein, sie sei keine Christin, indessen die Israeliten seien doch sonst das Gott ergebenste Volk. Und er wisse es, sie beten auch: „Ich verehre deinen Willen in demütiger Ergebung. Dein Name sei gepriesen in Freud und Leid".

Kühl, beinahe gelangweilt hörte ihn Posthuma an, und nicht ein Zug in ihrem seltsam ruhigen Antlitz verriet dem Pfarrer, daß seine herzlich ehrlich gemeinten Ermahnungen auf sie irgend welchen Eindruck gemacht hätten. Jetzt, da sie vor ihren Häusern angelangt waren, denn sie wohnten als Nachbarn — wie schon oft erwähnt, stieß die Mühle an das Stahlsche Grundstück — blieb Posthuma stehen, um sich mit artiger Verneigung von ihrem Begleiter zu verabschieden und mit frostigem Ton, den nur ein leiser Anhauch von Spott etwas lebhafter färbte, sprach sie: „Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, für Ihre Güte, mit der Sie einer grilligen und sündigen Frau heut den Weg verkürzt. Zwar, ich weiß, daß Ihr Beruf gebietet, die Elenden zu trösten und sie auf den Pfad der Frömmigkeit zu verweisen, aber für mein Leid gibt es keinen Trost, und fromm — fromm könnte ich nur wieder für ein Wunder sein. . . Sie, der Sie ein wahrhaftiger Frommer zu sein scheinen — beten Sie für mich" sie sah ihn mit starren Blicken ins Gesicht, „beten Sie für mich um — um . ."

„Um was?" murmelte der Pfarrer, erschrocken über die schrille, wie von Wahnsinnslauten durchzogene Stimme der Frau.

„Beten Sie, daß Gott mir meinen Sohn wieder auferwecke! Nicht an Ihrem jüngsten Gericht. Heut! Gleich!"

Nun bekenne dich geschlagen, sprach ihr höhnischer Blick. Aber Krause hielt ihn ruhig und offen aus. Und langsam, jedes Wort bedächtig erwägend, antwortete er: „Wissen Sie denn, ob es Ihrem Sohn nicht jetzt besser ergeht?" Der Pfarrer grüßte und ging in sein Haus.

Wie vom Donner getroffen, blieb Posthuma stehen. Ihre nächste Empfindung war, dem Geistlichen nachzurennen und ihn zu fragen. . . . Was? Gibt es für uns wirklich eine Fortdauer nach dem Tode? Wenn er etwas darüber wüßte, sicheres, begreifliches, würde er es ihr doch wohl gesagt haben! Und ein Schein hämischer Verachtung glitt über ihr Gesicht. Bah! Der Pfaff wird ein Charlatan sein wie viele seines Gleichen . . . „Wissen Sie denn, ob es ihrem Sohn nicht jetzt besser ergeht?" Das Wort gab ihr nicht Ruh: wie mit lebendiger Stimme sprach es Wochen und Monate zu ihrer Seele. . . .

Lottchens Briefe erschienen immer spärlicher. Jetzt hätte Posthuma gern das Mädchen um sich gehabt, denn der Winter war frühzeitig ins Land gekommen, der Schnee, die Glätte und das schnelle Hereinbrechen der Dunkelheit machten ihr den täglichen Weg über den Berg nach dem Friedhof immer schwerer. Sie konnte nicht mehr, wie sonst, stundenlang an den Gräbern verbringen, denn schon im November wurde die Kälte außerordentlich streng; überdies spürte sie oft große Schwäche-Anwandlungen, die sie aber sorgfältig vor Philippine verschwieg. Ja, wenn Lottchen dagewesen wäre, sie zu begleiten und zu stützen! Posthuma war viel zu stolz, das Mädchen zu sich zurückzurufen. Sie mußte doch wohl endlich einmal von selbst sich zurückmelden! Die Geheimrätin hatte geschrieben: Lottchen weile bei ihr zur Nachkur; der Arzt habe dringend abgeraten, die Rekonvaleszentin wieder in das einsame Leben und die rauhe Luft Freystadts zurückzusenden.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.